



WIR → SAGEN DANK

FÜR 20 JAHRE INTERKULTURELLE BERATUNG

20 JAHRE INTERKULTURELLE BERATUNG

INHALTSVERZEICHNIS

04 → 05 VORWORT

..... Oberbürgermeister Sören Link und Dezernent Dr. Ralf Krumpholz

06 → 07 IKB – DAS SIND WIR

..... Der Verein Sprachförderung Duisburg e.V.

08 → 11 DIE ANFÄNGE

..... Gespräch mit Elisabeth Pater

12 → 13 ZAHLEN UND FAKTEN

..... Internationales Leben in Duisburg

14 → 19 DIE ARBEIT VOR ORT

..... Zu Besuch in der Kindertagesstätte Kiebitzmühlenstraße

20 → 57 DIE BERATER*INNEN

..... Portraits der aktuellen und der ehemaligen IKB

58 → 62 AUSBLICK

..... Gespräch mit Marijo Terzic und Julia Rombeck

63 → 63 SERVICE & KONTAKTADRESSEN

64 → 64 IMPRESSUM



VORWORT



→ **SÖREN LINK**
Oberbürgermeister
der Stadt Duisburg



→ **DR. RALF KRUMPHOLZ**
Dezernent für Integration,
Sport und Gesundheit,
Verbraucherschutz und Feuerwehr

PIONIERE UND BRÜCKENBAUER

Die Interkulturellen Beraterinnen und Berater (IKB) sind Pioniere in der Duisburger Elternarbeit. Was im Jahre 1999 im Auftrag des Jugendamtes mit Hausbesuchen bei Migranteneltern zur Vorstellung der Bildungsaktivitäten begann, weitete sich zu Gruppenangeboten mit regelmäßigen Treffen in Kindertageseinrichtungen aus.

Der Einsatz der IKB beruht auf der Überzeugung, dass für eine erfolgreiche Entwicklung von Kindern die Erziehungs- und Bildungsarbeit von Eltern und pädagogischen Fachkräften Hand in Hand gehen muss.

Mit ihren Kompetenzen in Deutsch und ihrer Herkunftssprache, ihrer pädagogischen Aus- und Weiterbildung sowie ihren Erfahrungen in verschiedenen Kulturen und ihrer Sensibilität für kulturspezifische Gesprächsstrategien bauen die IKB Brücken zwischen Elternhaus und Bildungsinstitution. Auch durch ihr sozialräumliches Netzwerk sind sie ein fester Bestandteil der kooperierenden Einrichtungen mit methodischer und inhaltlicher Angebotsvielfalt geworden.

Im Dezember 2009 begann die Ausweitung der erfolgreichen Arbeit der IKB auf die Duisburger Schulen. Zu den wichtigsten Aufgaben zählen seither die Festigung der Erziehungspartnerschaft zwischen Schule und Familie, die Beratung des pädagogischen Personals in interkulturellen und interreligiösen Fragen sowie Kultur-Dolmetschertätigkeiten bei Beratungsgesprächen mit Müttern und Vätern. Als Vermittler zwischen Elternhaus und Schulaufsicht werden die IKB außerdem zur Durchführung von Gesprächen eingesetzt, bei denen es um die Feststellung eines sonderpädagogischen Förderbedarfs geht.

Die Rückmeldung der Bildungseinrichtungen zum Einsatz der IKB ist durchweg positiv. Auch eine Evaluation der Universität Duisburg-Essen belegt die überaus eindrucksvolle Arbeit. Die Nachfrage – auch nach weiteren Sprachen – ist vor allem seit der verstärkten Neuzuwanderung in den letzten Jahren steigend. Derzeit arbeiten 20 Interkulturelle Beraterinnen und Berater in mehr als 12 Sprachen an über 70 Duisburger Grundschulen und Kindertageseinrichtungen. Sie sind angestellt beim Verein Sprachförderung Duisburg e.V. und werden aus kommunalen Sprachfördergeldern finanziert.

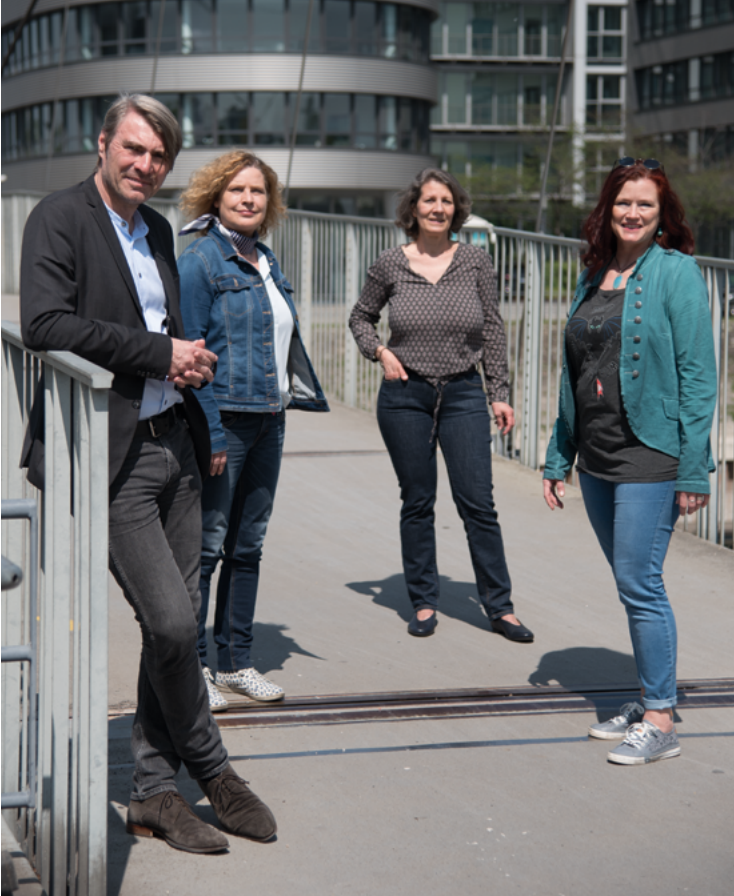
Es ist an der Zeit, Danke zu sagen für das Engagement und die jahrelange Treue der IKB. Danke an alle für ihre unermüdliche Bereitschaft, eine Brücke zu bauen zwischen Elternhaus und pädagogischer Institution und damit einen wichtigen Beitrag für die Integration von zugewanderten Familien in Duisburg zu leisten. ■

Sören Link

Dr. Ralf Krumpholz



IKB – DAS SIND WIR



→ **MARIJO TERZIC**
Leitung Kommunales Integrationszentrum

HEIKE WUST
Sachgebietsleitung Kindertageseinrichtungen

CHRISTINE HUFNAGEL
Koordination IKB (Sprachförderung Duisburg e.V.)

JULIA ROMBECK
pädagogische Koordination der IKB

Hinter der Arbeit der Interkulturellen Beraterinnen und Berater (IKB) steht der Verein „Sprachförderung Duisburg e.V.“, bei dem die 19 Beraterinnen und ein „Quoten-Mann“ beschäftigt sind. Seit 2006 gibt es den Verein – er wurde gegründet, um die Arbeit der IKB zu verstetigen. Zuvor waren diese meist als Honorarkräfte beim Jugendamt der Stadt Duisburg beschäftigt. Das Jugendamt war auch 1999 treibende Kraft, als das Modellprojekt initiiert wurde.

„Im Mittelpunkt des Vereinshandelns steht immer die Stärkung der (sprachlichen) Kompetenz von Kindern, Eltern und Akteuren des Bildungssystems“, beschreibt der Vereinsvorsitzende Marijo Terzic das Selbstverständnis und weiß: „Die sprachliche Kompetenz ist die Grundlage für die erfolgreiche Teilhabe im Bildungssystem und wichtig für eine gelingende Integration.“

Heike Wust vom Jugendamt der Stadt Duisburg ist seine Stellvertreterin. Weitere Mitglieder sind Vertreter der Stadt Duisburg, etwa des Kommunalen Integrationszentrums (KI), des Jugendamtes und des Amtes für Schulische Bildung, die auch die Finanzierung des Projekts „Interkulturelle Beratung in der Elternarbeit“ über kommunale Sprachfördergelder ermöglichen. Christine Hufnagel kümmert sich um IKB-Anfragen und hält Kontakt zu sämtlichen Institutionen.

Wichtige Wegbegleiter der Arbeit waren die Fachkräfte des KI, Joachim Eidsen, Ute Scheffler sowie Melanie Sie, die inzwischen leider verstorben ist. Die Interkulturellen Beraterinnen erinnern sich: „Melanie Sie war eine tragende Säule. Immer mehr wurde es für sie zu einer Herzensangelegenheit, Eltern mit Migrationshintergrund bestmöglich zu unterstützen, damit sie starke Partner in der Bildungslaufbahn ihrer Kinder werden konnten. Ohne ihren unermüdlichen Einsatz wäre die interkulturelle Arbeit in Duisburg nicht da, wo sie jetzt ist.“

Die IKB arbeiten unterschiedlich viele Stunden für den Verein. „Anfangs versuchen wir immer, dass neue Kräfte im Tandem mit erfahrenen Mitarbeiter*innen unterwegs sind. Später werden sie dann ‚ins kalte Wasser geworfen‘. Das funktioniert in der Regel gut“, erklärt Christine Hufnagel. „Das spricht für die gute Selbstorganisation und Kommunikation der IKB untereinander.“ Julia Rombeck, selbst ausgebildete Lehrerin, koordiniert die inhaltliche Arbeit der IKB. Regelmäßig finden Teambesprechungen oder Fortbildungen statt. Außerdem wird Supervision angeboten. „Unsere IKB sind alle sehr engagiert und der eine oder andere Fall geht einem schon nah“, so Julia Rombeck. Als Beispiele nennt sie schwere Traumata bei geflüchteten Kindern. Die IKB helfen nicht nur bei Übersetzungen, sondern sind als Bindeglied zwischen den Familien und Ämtern nah dran.

Heike Wust weiß, wie wichtig die Arbeit auch nach 20 Jahren noch ist: „Eltern, die die deutsche Sprache nicht verstehen, benötigen, um Vertrauen in die Bildungseinrichtungen aufbauen zu können, die Sprache ihres Herzens – weil sie ihre Kinder über alles lieben und nur das Beste für sie möchten. Um diesen Anspruch weiterhin erfüllen zu können, ist die Arbeit der IKB unerlässlich, vor allem in der Abdeckung dieser Mutter-Herzens-Sprache.“

Die ehemalige IKB-Koordinatorin Ute Scheffler denkt gerne an ihre Zeit zurück: „Will ich die gemeinsame Zeit mit den Interkulturellen Beraterinnen und Beratern beschreiben, dann fallen mir die Worte von Antoine de Saint-Exupéry ein: ‚Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.‘ Die Beraterinnen haben mich gelehrt, die Vielfalt und die Einzigartigkeit der Menschen zu erkennen. Dafür danke ich ihnen.“ ■



DIE ANFÄNGE



→ **ELISABETH PATER**
ehemalige Leiterin des
Kommunalen Integrations-
zentrums Duisburg

»Wir waren froh, dass es eine Fördermöglichkeit gab. Durch unsere Kontaktpersonen haben sich viele Türen geöffnet.«

Die Geschichte der Integration in Duisburg reicht weit zurück bis zur ersten „Gastarbeiter-Generation“ in den 1960er Jahren. Zunächst wurden Arbeitskräfte angeheuert, die in den Stahlwerken und für die unterschiedlichen Duisburger Firmen malochten. Später zogen Frauen und Kinder nach. **Elisabeth Pater** ist Lehrerin, hat viele Jahre in Ruhrort gearbeitet und miterlebt, mit welchen (Sprach-)Problemen der Nachwuchs aus Zuwandererfamilien konfrontiert war. Lange galten die Migranten noch nicht einmal als Zuwanderer, schließlich ging die Politik fest davon aus, dass die meisten wieder zurückkehren wollten.

Es kam anders. In den 1980er Jahren entwickelte die Pädagogin Elisabeth Pater Aufgaben, mit denen die Kinder Deutsch lernen konnten und klärte die Erwachsenen darüber auf, wie das deutsche Schulsystem funktioniert. Sie engagierte sich zudem für die Aufnahme von Flüchtlingskindern in die Schulen – zu der Zeit gab es für sie noch keine Schulpflicht – und gehört damit zu den Pionieren für Integrationsthemen in Duisburg. Ende der 1990er Jahre leitete sie schließlich die „Regionale Arbeitsstelle zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien“ (RAA), als ein Modellprojekt mit dem sperrigen Titel „Zweitspracherwerb und Sprachförderung in Kindertageseinrichtungen und Grundschulen in Marxloh und Bruckhausen“ den Grundstein legte für die heutige Arbeit der Interkulturellen Beraterinnen und Berater.

Mit dem Projekt, das mit Geldern des Ministeriums für Arbeit, Soziales, Qualifikation und Technologie sowie städtischen Zuschüssen finanziert wurde, sollten besonders Kinder mit türkischem Migrationshintergrund bessere Bildungschancen erhalten. Später hat Elisabeth Pater das Kommunale Integrationszentrum geleitet und auch die Arbeit mit neuen Zuwanderer- und Flüchtlingsfamilien miterlebt. Im Gespräch erinnert sie sich an die Anfänge, zahlreiche Begegnungen mit Eltern und beschreibt, wie sich die Aufgaben im Laufe der Jahre verändert haben.

1999 haben die IKB ihre Arbeit aufgenommen. Ist es nicht etwas spät gewesen, sich erst dann systematisch um das Thema Integration zu kümmern?

E.P. → *Wir waren damals froh, dass sich etwas tat und es endlich Fördermöglichkeiten gab. Sie müssen wissen: Als ich in den 1980er Jahren an einer katholischen Grundschule im Kölner Raum Lehrerin wurde, erinnere ich mich noch gut an die Gesichter der türkischen Kinder, die in der Adventszeit sämtliche christlichen Lieder mitsingen sollten, aber kein Wort verstanden. Da habe ich in große Augen geschaut, es war eine total schizophrene Situation. Später habe ich dann mit anderen Lehrern selbst Materialien vorbereitet, die wir im Unterricht einsetzen konnten. Das hat uns geholfen, aber so ein übergreifender Ansatz, ausgehend von der Stadt, war etwas völlig Neues.*

DIE ANFÄNGE

Wieso war es Ihnen so wichtig, sich für interkulturelle Begegnungen zu engagieren?

E.P. → Bei den Interkulturellen Berater*innen habe ich es mit vielen Powerfrauen zu tun gehabt. Das hat Spaß gemacht, mit ihnen zusammen zu arbeiten. Außerdem habe ich mal etwas scherzhaft gesagt: Ihr seid für mich der Ersatz für die Arbeit im Ausland, die ich nie aufgenommen habe.

Wo wäre das gewesen?

E.P. → Es gab mal eine Stelle an einer deutschen Schule in Antalya, auf die ich mich gerne beworben hätte. Aber dann bin ich doch zurückgeschreckt, weil die Stelle nur für Sek II-Lehrer ausgeschrieben war. Später habe ich dann erfahren, dass sich niemand mit Sek II-Qualifikation beworben hatte und deshalb jemand mit Sek I-Erfahrung eingestellt wurde. Hätte ich das gewusst ... Aber ich bin ganz zufrieden, wie es gelaufen ist.

Duisburg ist in der interkulturellen Arbeit Vorreiter. Können Sie sich noch an die Anfänge des Projekts erinnern?

E.P. → Als Lehrerin wusste ich, dass den Eltern, auch wenn sie noch nicht so gut die deutsche Sprache beherrschen, viel daran liegt, dass die Kinder gut in der Schule lernen und eine gute Bildung bekommen. Man muss die Eltern als Partner im Erziehungs- und Bildungsprozess gewinnen. Deshalb ist es so wichtig, dass wir von Anfang an ein Netzwerk zweisprachiger Kontaktpersonen aufgebaut haben, die Zugang zu den Eltern hatten.

Wieso wurden Bruckhausen und Marxloh als erste Stadtteile ausgewählt?

E.P. → Eine Sprachstandserhebung hatte ergeben, dass Jungen und Mädchen mit Migrationshintergrund wenig Deutsch sprachen, wenn sie in den Kindergarten kamen. Auch die Erwachsenen sprachen im Alltag wenig Deutsch. Zudem gab es viele Eltern, denen das deutsche Kindergarten- und Schulsystem noch nicht bekannt war. Bruckhausen und Marxloh galten damals wegen des hohen Anteils ausländischer Bewohner als Problemstadtteile. Viele Bewohner zogen sich zurück und besannen sich auf ihre Tradition. Der Vorteil an Bruckhausen und Marxloh war, dass es schon ein Netzwerk von verschiedenen Trägern gab, die sich mit der Zielgruppe beschäftigten. In den Jahren 1997 und 1998 waren hier zusätzliche Kita-Plätze geschaffen worden, so dass allen Kindern ermöglicht wurde, ab drei Jahren einen Kindergarten zu besuchen.

Was war Teil des Pilotprojekts?

E.P. → Wir haben die Erzieherinnen und Erzieher in den Kindergärten geschult und für die unterschiedlichen Bedürfnisse der Kinder sensibilisiert. Darüber hinaus wurden

Deutschkurse für Mütter angeboten, damit sie selbst die deutsche Sprache lernen konnten. Die Interkulturellen Berater*innen, die damals noch „zweisprachige Kontaktpersonen“ hießen, sollten Eltern zu Hause besuchen, sie über das Bildungssystem aufklären und darum werben, dass die Kinder eine Kita besuchen. Später waren sie dann als Ansprechpartnerinnen in den Kindergärten präsent. In zahlreichen Gesprächen wurde den Müttern und Vätern verdeutlicht, dass das Erlernen der deutschen Sprache sowie der Kontakt zu anderen Kindern im Stadtteil wichtig für den weiteren Verlauf in der Entwicklung und die Bildungschancen des Nachwuchses ist.

Mit wie vielen Kontaktpersonen ist das Projekt gestartet?

E.P. → Zu Beginn haben zwei Frauen in Bruckhausen und vier in Marxloh gearbeitet. Sie haben von der Stadt Listen mit Namen der Familien bekommen. Dann sind sie losgezogen und haben geklingelt.

Und das hat funktioniert?

E.P. → Ja, viele haben die Türen geöffnet. Sie haben gemerkt, dass die Frauen mit ihren Migrationsgeschichten sie verstehen und ihnen helfen wollen. Später wurden dann auch in den Kindergärten so genannte Müttercafés angeboten. So verbesserte sich auch der Kontakt zwischen den Eltern und den Kindergärten. Außerdem war es dann viel einfacher, dass die Geschwisterkinder auch den Kindergarten besuchen konnten.

Die Arbeit war zunächst als Pilotprojekt angelegt. Auch heute wird die Finanzierung immer von Jahr zu Jahr gesichert. Wie ging es weiter?

E.P. → Nachdem sich die ersten Erfolge zeigten, konnten wir daraus ein längerfristiges Projekt machen. Die Stadt hat der RAA dafür Gelder auf Dauer zur Verfügung gestellt. Da die Zahl der Kinder mit Zuwanderungsgeschichte in den Kindergärten stieg, wurden die Hausbesuche eingestellt, stattdessen gingen die Ansprechpartner nur noch in die Kindertageseinrichtungen. Auch die Themen wurden vielfältiger.

Welche waren das?

E.P. → Sie decken das komplette Spektrum der Bildungs- und Beratungsarbeit ab und umfassten zum Beispiel auch Elternkompetenztraining.

Die IKB-Geschichte war schon früh ein Erfolg und wurde dann auch auf die Grundschulen ausgeweitet.

E.P. → Richtig. Wir hatten Geld aus dem Schuletat bekommen und dann zunächst für ein Jahr auch an Grundschulen gearbeitet. Anfangs lief das parallel und wurde relativ eigenständig organisiert. Aber es machte natürlich Sinn, die Arbeit in den Kindertagesstätten und in den Grundschulen enger miteinander zu verknüpfen. Dreh- und Angelpunkt war und ist immer die wertschätzende Art der Interkulturellen Berater*innen und dass diese einen guten Draht zu den Eltern entwickeln. Oft haben die Kontaktpersonen selbst ihren Weg in Deutschland gemacht und gefunden und konnten deshalb Vorbild für andere sein. Sie bauen eine Brücke. ■

ZAHLEN UND FAKTEN

49

Interkulturelle Berater*innen gab es seit Beginn. Dabei ist das Projekt eindeutig weiblich dominiert – insgesamt waren nämlich nur vier Männer dabei.

360

Stunden sind alle IKB durchschnittlich pro Woche im Einsatz.

4.500

Einzelberatungen finden schätzungsweise pro Jahr statt. Die Zahl der betreuten Familien wird nicht erfasst, statistisch zählen nur die Einzelkontakte.

95

Schulen, Kindertageseinrichtungen und Familienzentren profitieren von der Arbeit der IKB.

164

verschiedene Staatsangehörigkeiten zählt die Duisburger Stadtgesellschaft (Stand Mai 2020).

400.000

Euro (gerundet) beträgt das Budget der IKB im Jahr 2020.

TOP 10 der Staatsangehörigkeiten (Stand Mai 2020)

Die abgebildeten Nationalflaggen beinhalten keine politische Stellungnahme der Autor*innen.



DEUTSCHLAND
389.322



TÜRKIE
33.230



BULGARIEN
12.507



SYRIEN
10.560



RUMÄNIEN
8.781



POLEN
5.421



ITALIEN
3.791



IRAK
2.692



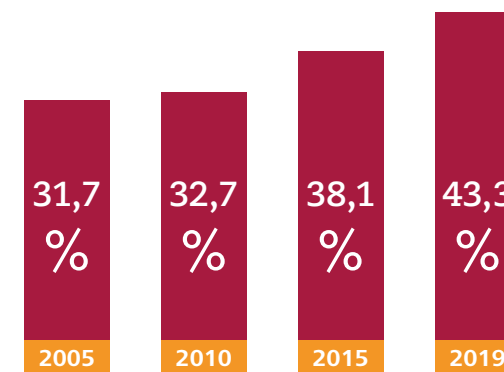
SERBIEN
2.437



GRIECHENLAND
2.335

In den vergangenen Jahren ist die durchschnittliche Zahl der Einwohner mit Migrationshintergrund gestiegen.

Je nach Bevölkerungsgruppe, die nach Duisburg zog, wurde auch die Arbeit der IKB angepasst.



DIE ARBEIT VOR ORT



→ KITA KIEBITZMÜHLEN- STRASSE

117 Jungen und Mädchen
aus 17 Nationen besuchen
die Kita.

»Herzlich willkommen in Duisburg«

Die Kindertagesstätte (Kita) Kiebitzmühlenstraße heißt ihre kleinen und großen Besucher auf einer Tafel herzlich willkommen: „Hoş geldiniz!“, „Witamy“, „Dobrodošli“ oder auch „Welcome“ steht im Eingangsbereich geschrieben. Auch in Corona-Zeiten, trotz abgetrennter Wege und mit Abstand, sollen sich die Kinder und ihre Eltern in der Einrichtung wohlfühlen – dafür wollen die Leiterin Andrea Stosch-Tenbrink und ihr Team sorgen. 117 Jungen und Mädchen aus 17 Nationen besuchen die Kita, die mitten in Marxloh, einem der buntesten Stadtteile Duisburgs, liegt. Sie kommen aus Ghana, dem Kongo, Bulgarien oder sind Deutsche, aber ihre (Groß-)Eltern sind vor Jahrzehnten eingewandert. In Marxloh und Bruckhausen begann vor 20 Jahren die Geschichte der Interkulturellen Berater*innen (IKB). Die Kiebitzmühlenstraße ist von Anfang an mit dabei.



→ Die Kita Kiebitzmühlenstraße befindet sich mitten in Marxloh.

„aber wenn die Kinder in der Muttersprache reden, verbieten wir das nicht, das ist uns wichtig“, erklärt die Chefin, die schon seit 34 Jahren an der Kiebitzmühlenstraße arbeitet und sich entsprechend lange mit interkulturellen Konzepten beschäftigt. Und so brabbeln deutsche Kinder aus ursprünglich türkischen Familien mit kleinen Bulgaren, die erst ein paar Jahre in Deutschland sind – auf Türkisch. Gezählt wird international: One, deux, üç – das gibt auch denen, die eine andere Sprache sprechen, Lernanreize.

Die Räume sind großzügig. Es gibt ein Atrium, in dem gewerkelt wird oder einen Raum zum Musizieren, in dem man mit Kleingruppen auch mal mittagessen kann. In der Regel vermitteln die Erzieherinnen dabei nicht nur die Sprache, sondern auch ein Wertesystem. An der Wand hängen Bilder von einem Ausflug in den Wald. Die Fotos fördern Erinnerungen und auch die gelernten Wörter wieder zu Tage. „Blatt“, „Baum“ oder „Tannenzapfen“ etwa. „Wir werden vielseitig unterstützt. Seit Sommer arbeiten wir auch mit dem Klavierfestival Ruhr zusammen, das seine Projekte auf Kindergärten ausgeweitet hat“, sagt Andrea Stosch-Tenbrink dankbar.



DIE ARBEIT VOR ORT

↓

In den noch recht neuen Räumen des Familienzentrums warten Dutzende Kinderbücher in verschiedenen Sprachen. Auf einem Tisch liegt eine Mappe mit Fotos. „Sprachanlässe schaffen“, nennt Andrea Stosch-Tenbrink die Methode, die wenig Schriftliches benötigt, aber dennoch Kommunikation ermöglicht. Das gilt für die Kinder ebenso wie für Erwachsene. Und anstatt Flyer ausgehändigt zu bekommen, wird den Eltern zum Beispiel per Foto und in Stichworten mitgeteilt, an wen aus dem Team sie sich wenden können, wenn es Probleme gibt: An die Interkulturellen Berater*innen zum Beispiel, die regelmäßig in die Kita kommen.

Im Eingangsbereich gibt es eine Sitzcke. Daneben parkt ein Wagen mit Kaffeekannen und Tassen. Wenn nicht gerade Corona-Ausnahmestand ist, können die Mütter, die morgens ihre Kinder bringen, Platz nehmen und ins Gespräch kommen. „Die IKB unterstützen uns bei unserer Arbeit. Wenn wir zum Beispiel wissen, dass wir bald viele Kinder aus Syrien bei uns aufnehmen, laden wir eine IKB in die Teamsitzung ein und beschäftigen uns mit der Kultur des Landes.“ Behiye Ateş, IKB der ersten Stunde, lobt die Einrichtung: „Hier wird eine tolle Arbeit geleistet. Ich bin gerne hier.“ Corinne Niozo Bomba, die sich seit zwei Jahren als IKB engagiert und Ansprechpartnerin für afrikanische Familien ist, findet die Kita sogar so toll, dass sie ihre Tochter Chloe dort angemeldet hat.



Im Café sitzt gerade Wafa Ahmad. Die junge Mutter ist vor vier Jahren aus Syrien geflohen und Behiye Ateş gewissermaßen in die Arme gelaufen. „Ich war in St. Peter, da kam sie mit den Kindern und war auf der Suche nach einem Schulplatz. Ich habe sie auf Kurdisch begrüßt und gefragt, wie ich ihr helfen kann“, erinnert sich Behiye Ateş. „Ich habe mich so gefreut, dass ich jemanden treffe, der mich versteht und mir helfen kann“, erzählt Wafa Ahmad. Die Mutter spricht inzwischen gut Deutsch, besucht sogar einen anspruchsvollen B2-Kurs. Ihr Mann ist allerdings noch in Griechenland und die Familie wartet sehnsüchtig, dass sie wieder zusammen sein darf. Das bedeutet viel Schreibkram.

→ Behiye Ateş (re.), IKB der ersten Stunde, berät Wafa Ahmad (li.) und Semra Pekcan.



→ Lyubomira Bornschlegl (re.) hilft bulgarischen Müttern, Antwortschreiben für Ämter zu verfassen.

Von Schriftwechseln mit Ämtern sind viele Eltern überfordert. Die Interkulturelle Beraterin sortiert gerade vier Briefe. „Das sind heute wenig.“ Sie kommen vom Jobcenter, Sozialamt, Jugendamt. Außerdem geht es um die Elternbeiträge für die Kita-Betreuung. Alle fordern Nachweise an oder schicken Bescheide in kompliziertem Amtsdeutsch, die die Zugewanderten vor Rätsel stellen. Zoya Metodieva gehörte zu den ersten Südosteuropäern, die 2008 nach Duisburg kamen. Die 35-Jährige ist Mutter von drei Kindern und kümmert sich um deren Erziehung. Der Kleinste besucht die Kita. „Einen Sprachkurs hat sie nicht gemacht und auf der Arbeit gibt es wenig Gelegenheit, Deutsch zu sprechen. Deshalb übersetze ich für sie“, erklärt Lyubomira (Luba) Bornschlegl. Um Antwortschreiben vorzubereiten, kann sie das Büroinventar in der Kita oder bei der Entwicklungsgesellschaft Duisburg nutzen. „Früher habe ich sogar selbst die Briefumschläge besorgt.“ Luba Bornschlegl schrieb in Absprache mit den Familien die Briefe, die sie dann nur noch zur Post bringen mussten. Wer nach Deutschland mit nur einem Koffer auswandert, so wie die Bulgarin Zlatka Govedarova, nimmt höchstens ein paar Klamotten mit. An Brotdosen für die Kita, Wechselkleidung für den Winter oder eben Briefumschläge denkt man in der Not zuletzt. Auch dann helfen die IKB und organisieren etwas.

DIE ARBEIT VOR ORT



→ Mama Ruaida Alukla (li.) sucht für ihre Kinder dringend einen Kita-Platz, weiß Aytan Elkhaili (re).

Lyubomira Bornschlegl hilft der Kita-Leiterin zudem bei den Aufnahmegesprächen. Der Bedarf an Kita-Plätzen in Marxloh ist groß, viele stehen auf der Warteliste oder müssen abgelehnt werden. Mama Ruaida Alukla sucht für ihre Tochter und ihren Sohn dringend einen Platz. Die Familie ist aus Syrien geflohen und wird von Aytan Elkhaili begleitet, sie stammt selbst aus Syrien. Seit vier Monaten kennen sich die beiden. „Am Anfang haben wir in einer Flüchtlingsunterkunft gewohnt, aber jetzt sind wir zum Glück in einer eigenen Wohnung.“ Ihr Aufenthalt ist noch für zwei Jahre gesichert. Tochter Farah kuschelt sich an die Mama, während Aytan Elkhaili sich erkundigt, wie bei der Familie der Stand der Dinge ist und was geklärt werden muss. Die IKB bieten in rund 95

→ Corinne Niozo Bomba (re.) ist seit zwei Jahren dabei.



Schulen und Kindergärten Sprechstunden an – und werden gerne weiterempfohlen. Per Mundpropaganda spricht sich herum, dass sie gute Arbeit machen; das attestieren ihnen nicht nur die Zugewanderten, sondern auch die Lehrer*innen und Erzieher*innen. Manche Themen, die zum Einleben dazugehören, lassen sich nicht mal eben per Briefwechsel abhandeln. Einige Familien betreuen die IKB über eine lange Zeit und schauen nicht auf die Uhr, wenn etwas dringend geklärt werden muss. So lernt man sich gut kennen. Behiye Ateş hat zum Beispiel Semra Pekcan geholfen, zu einer selbstbewussten Frau zu werden. Doch am Anfang stand ein schmerzhafter Prozess. „Bei ihren Kindern wurde in Deutschland eine Entwicklungsverzögerung festgestellt, also habe ich sie zum sozialpädiatrischen Zentrum (SPZ) begleitet. Danach war klar, dass die Kinder besser in eine heilpädagogische Kita gehen“, erklärt die 55-Jährige. „Das war traurig, aber gut, dass das erkannt und uns geholfen wurde“, sagt Semra Pekcan. Sie kam vor 16 Jahren nach Deutschland, die Hochzeit wurde arrangiert, weiß Behiye Ateş. „So eine Geschichte kennen viele türkische Frauen.“ Schritt für Schritt half sie Semra Pekcan nicht nur bei den Besuchen im SPZ und in der Kita, sondern auch, sich einzugewöhnen und ihre eigenen Entscheidungen zu treffen. „Das ist hart. Aber langsam, langsam hat sie es geschafft und ist jetzt selbst ein Vorbild für andere, die noch auf dem Weg sind.“

Es sind (Erfolgs-)Geschichten wie diese, die die IKB stolz auf ihre Arbeit machen. Andrea Stosch-Tenbrink fasst zusammen: „Die Welt trifft sich im Kindergarten.“ ■



→ Andrea Stosch-Tenbrink leitet die Kita Kiebitzmühlenstraße.



IKB – AUF EINEN BLICK



Ashwaq Abdulkarim



Severina Angelova



Behiye Ateş



Naziye Najar



Marthe Ngomba Matanda



Corinne Niozo Bomba



Gülcan Boybeyi



Mustafa Cebe



Aytan Elkhaili



Florentina Rosulescu



Nesrin Tunç



Elisabeth Wegner



Claudia Fleseriu



Nergis Kaplan



Silvana Lascu



Lyubomira Bornschlegl



Sevim Esen



Mariyana Lewalski





→ **NAME**

Ashwaq Abdulkarim

→ **BERATERIN**

seit 2018

→ **GEBURTSORT**

Erbil, Irak

→ **SPRACHEN**

Deutsch, Arabisch
und Kurdisch (Sorani)

»Die Arbeit der IKB erleichtert einem das Einleben.«

Bei Ashwaq Abdulkarim verlief der Start in Deutschland reibungslos. „Ich bin mit meinem Mann nach Duisburg gekommen. Er ist Iraker und hat vorher in Deutschland gearbeitet.“ Sie hatte Glück: Als sie 2006 nach Duisburg einwanderte, konnte sie drei Wochen später einen Deutschkurs beginnen. Rund neun Monate lang lernte sie Vokabeln, legte Prüfungen ab und konnte sich danach gut verständigen. Im Nachhinein weiß sie: Nicht bei allen läuft es so reibungslos. Viele Zugewanderte und Geflüchtete warten Wochen oder Monate auf einen Platz im Deutschkurs und müssen sich erst einmal ohne größere Sprachkenntnisse in der neuen Umgebung orientieren.

Zunächst zog die 39-Jährige für ein Jahr nach Rheinhausen, inzwischen wohnt sie im idyllischen Rumeln-Kaldenhausen. „Ich stamme aus Erbil, die Stadt ist etwa vergleichbar groß wie Duisburg.“ Bevor sie nach Deutschland auswanderte, arbeitete sie als Geografielehrerin in einer Schule. Nach den Sprachkursen kümmerte sie sich zunächst um die Kinder und die Familie. „Wir haben unsere Kinder auf Kurdisch erzogen.“

Bei organisatorischen Fragen konnte sie sich selbst an eine Interkulturelle Beraterin wenden – so lernte sie auch die Arbeit der IKB kennen. Als dann vor ein paar Jahren viele Syrer nach Duisburg kamen, wurde sie angesprochen, ob sie mitarbeiten möchte – und wechselte die Rolle. „Der Bedarf an arabischen und kurdischen Beratungen ist groß. Ich kümmere mich vor allem um Familien in Rheinhausen, bin aber bei Bedarf auch in ganz Duisburg unterwegs“, beschreibt Ashwaq Abdulkarim. Sie findet das Angebot, das die Interkulturellen Berater*innen den zugewanderten Familien machen, sehr hilfreich. „Das erleichtert einem das Einleben.“

Als eine der wenigen IKB trägt sie ein Kopftuch – das beeinflusst ihre Arbeit etwa mit syrischen bzw. arabischen Familien positiv. „Viele Frauen, mit denen ich zu tun habe, tragen ebenfalls Kopftuch und ich kann so sofort Vertrauen herstellen.“ Etwa, wenn Fragen zum Schwimmunterricht auftauchen und geklärt werden soll, ob junge Mädchen daran teilnehmen. „Dann kann ich ihnen erklären, wo sie zum Beispiel einen Burkini kaufen können und dass es wichtig ist, dass die Mädchen schwimmen lernen.“ In den vergangenen Jahren, die sie nun schon in Deutschland lebt, hatte sie jedenfalls nie Probleme, weil sie ein Kopftuch trug. Auch das gehöre zur gesellschaftlichen Vielfalt dazu.

In den nächsten Jahren als IKB möchte sie noch viele neue Erfahrungen sammeln. Am liebsten würde sie den Familien nicht nur helfen, wenn es um Briefwechsel mit den Behörden geht, sondern mit ihnen auch Museen besuchen oder andere Freizeitaktivitäten unternehmen, nicht nur in Duisburg, sondern auch in der Umgebung. „Privat wünsche ich mir, dass ich meine Kinder gut unterstützen kann und sie in Deutschland eine gute Zukunft haben.“ ■





→ **NAME**

Severina Angelova

→ **BERATERIN**

seit 2015

→ **GEBURTSORT**

Veliki Preslav,
Bulgarien

→ **SPRACHEN**

Deutsch, Bulgarisch, Romanes und Türkisch

»In meiner Arbeit kann ich den Menschen einen Weg für ein gutes Leben in Deutschland zeigen.«



A Is Severina Angelova vor zehn Jahren nach Duisburg kam, war sie überrascht. „Mein Mann hatte vorher schon einmal in Deutschland gearbeitet. Ich kannte gar nichts und dachte, Duisburg wäre vielleicht eher so wie London.“ Nun, die Stadt im Ruhrgebiet ist zwar Großstadt, aber wahrlich keine Metropole. Dennoch war die Vorstellung vom Leben in Deutschland für viele Bulgaren, die nach der EU-Osterweiterung nach Duisburg kamen, positiv besetzt. „Sie denken, dass es hier gute Arbeit gibt und man hier gut Geld verdienen kann.“ Dabei ist der Start für viele nicht leicht.

Viele Bulgaren, die nach Hochfeld kamen, stammen aus der Region Schumen. So auch Severina Angelova. Die gelernte Steuerberaterin machte schnell einen Deutschkurs, um sich verständigen zu können. „Wenn man in Bulgarien eine gute Bildung genossen hat, dann geht es hier einfacher. Man weiß, wie man sich zu verhalten hat und die Leute respektieren einen.“ Andere Landsleute hätten nicht so viel Bildung, für sie sei es normal, dass man mit vielen Personen gemeinsam in einer Wohnung lebe. „Es ist aber auch schwer, in Duisburg eine gute, bezahlbare Wohnung zu finden.“ Und kurz nach der Öffnung der EU-Grenzen für Südosteuropa durften an Bulgaren nur Jobs vergeben werden, wenn eine bestimmte Arbeitserlaubnis vorlag. „Es gibt viele Alltagsprobleme, die man angehen muss und bei denen wir als Interkulturelle Berater*innen einen Beitrag leisten können.“ Inzwischen machen mit rund 12.500 Personen die Bulgaren die drittgrößte Bevölkerungsgruppe in Duisburg aus. Auf Platz eins landen Deutsche und auf Platz zwei Duisburger*innen mit türkischen Wurzeln. Immer, wenn es neue Zuwanderungswellen gab, machte sich das auch einige Zeit später bei der Arbeit der Interkulturellen Berater*innen bemerkbar.

Die Mutter einer Tochter kämpfte sich durch die deutsche Grammatik und betreute Eltern-Kind-Gruppen, an denen viele bulgarische Mütter teilnahmen. Weil sie die Sprache so gut verstand, wurde Severina Angelova oft um Hilfe gebeten. Also übersetzte sie beispielsweise Briefe oder erklärte, wie das deutsche System funktioniert. Gleichzeitig lernte sie andere IKB kennen, die ihr von ihrer Arbeit erzählten. „Das fand ich richtig toll, was sie gemacht haben. Mit meiner Arbeit kann ich den Menschen einen Weg für ein gutes Leben in Deutschland zeigen.“ Inzwischen sogar in Vollzeit. Die engagierte 37-Jährige ist für den Duisburger Norden zuständig, besucht bei Bedarf aber auch bulgarische Familien in anderen Stadtteilen. Schulplätze für Kinder sind ein Thema, die Wohnsituation oder auch soziale Absicherung.

Ihre Zukunft sieht Severina Angelova in Deutschland, schon allein, um ihrer zehnjährigen Tochter bessere Zukunftschancen zu ermöglichen. „Ich würde mir wünschen, dass die Menschen aus Bulgarien sich besser integrieren, aber auch von Seiten der Deutschen besser integriert würden.“ Es bleibt noch viel Arbeit. ■

DIE BERATER*INNEN



→ **NAME**

Behiye Ateş

→ **BERATERIN**

seit 1999

→ **GEBURTSORT**

Adiyaman, Türkei

→ **SPRACHEN**

Deutsch, Türkisch und
Kurdisch (Kurmanci)

»Man hat immer ein bisschen Angst zu kommunizieren, wenn man die Sprache nicht richtig versteht.«



Behiye Ateş kam der Liebe wegen nach Duisburg – ihren heutigen Mann lernte sie im Urlaub in der Türkei kennen. Der zog bereits 1971 nach dem Abitur nach Deutschland. „Nach einer Ausbildung im Bergbau studierte er Architektur in Dortmund.“ Sie folgte ihrem heutigen Mann – und kennt somit den Lebensweg vieler türkischer Einwanderinnen aus eigener Erfahrung. Allerdings: In ihrer Familie hat Bildung immer eine wichtige Rolle gespielt. Ihr Onkel war Lehrer, wurde zum Vorbild für die studierte Pädagogin. Für einen Deutschkurs blieb für sie in den 1980er Jahren jedoch keine Zeit, sie bekam kurz nach dem Start in Deutschland ihre beiden Töchter. „Jahrelang war ich zu Hause und es gab noch keine Kinderbetreuung, die vergleichbar ist mit der heutigen.“ Die Sprache lernte sie selbst zu Hause oder in Gesprächen mit den Nachbarn.

Zunächst wohnte die Familie in Walsum, dann ging es nach Neudorf. Türkische Familien lebten kaum in der Nähe. „Ich habe andere türkische Familien gesucht, um Kontakte zu knüpfen, aber es gab kaum welche. Aber ich bin ein offener Mensch und hatte in der Schule ein bisschen Englisch gelernt“, erzählt die 55-Jährige. Deshalb rät sie Zuwander*innen, schnell die Sprache zu lernen. „Egal welche Bildung man hat, man hat immer ein bisschen Angst zu kommunizieren, wenn man die Sprache nicht richtig versteht. Sprache macht selbstbewusst.“ Gemeinsam mit Gülcan Boybeyi gehört sie zu den IKB-Pionierinnen, die von Anfang an dabei sind. „Behiye ist eine unheimlich starke Frau, eine Kämpferin“, lobt ihre Weggefährtin Gülcan Boybeyi. Den Frauen, die sie im Rahmen der interkulturellen Beratung betreut, versucht sie, dieses Selbstbewusstsein mit auf den Weg zu geben.

Als Ende der 1990er Jahre das Modellprojekt startete, besuchten sie und andere Interkulturelle Berater*innen die Familien, um ihnen zu erklären, wie wichtig es für die Entwicklung ist, dass der Nachwuchs den Kindergarten besucht. Bei Elternfrühstücken wurde außerdem erläutert, wie das deutsche Bildungssystem funktioniert oder dass Hausaufgabenkontrolle wichtig sei. „Manche nehmen Bildung ernst, andere gehen locker damit um. Bei vielen türkischen Familien waren Kindergärten nicht so bekannt, dort haben wir aufgeklärt, warum man die Kinder trotzdem schicken sollte.“ Bei vielen Jungen und Mädchen, die eine Schule oder eine Kita besuchen sollten, fielen bei den ersten Untersuchungen außerdem Entwicklungsstörungen auf. Behiye Ateş begleitete die Familien zum Sozialpädiatrischen Zentrum und erklärte ihnen, welche Einrichtungen und Fördermöglichkeiten es gibt. Manche wunderten sich, dass die Eltern in Deutschland stark in die Arbeit der Schule einbezogen werden.

In den vergangenen drei Jahren arbeitete Behiye Ateş mit vielen Flüchtlingen in kurdischer Sprache. Die meisten Kinder wollen lernen, sind interessiert und strengen sich in der Schule an. „Vor allem die Mädchen sind erfolgreich. Die Jungs werden manchmal ein bisschen verwöhnt.“ Behiye Ateş arbeitet daran, dass sie alle einen guten Start haben. ■



→ **NAME**

Gülcan Boybeyi

→ **BERATERIN**

seit 1999

→ **GEBURTSORT**

Bayburt, Türkei

→ **SPRACHEN**

Deutsch und Türkisch

»Ich denke nicht in deutsch-türkischen Kategorien.«

Beinahe hätte Walther von der Vogelweide Gülcan Boybeyi die Liebe zur deutschen Sprache genommen. Die 50-Jährige gehört zu den Interkulturellen Berater*innen der ersten Stunde. Sie kam als Baby nach Deutschland, ihr Vater arbeitete bei Thyssen-Krupp am Hochofen. Sie wuchs in Marxloh auf. „Meine Mutter sprach etwas Französisch und hat uns die Liebe zu Sprachen vermittelt.“ Deutsch flog ihr zu, die Türkei war ihr fremd, denn Marxloh war ihre Heimat. Als sie in der Schule einmal von „wir“ sprach und damit die Deutschen meinte, ärgerte sie sich, dass ein Mitschüler sie daran erinnerte, dass sie ja in der Türkei geboren wurde. Später studierte sie an der Universität Duisburg-Essen Germanistik und Soziale Arbeit. Doch anstatt Sprache zu sezieren, interessierte sie sich eher für Nachkriegsliteratur von Böll. Ihr Vater war zu der Zeit schwer krank, im Vergleich dazu erschien ihr Mittelhochdeutsch „einfach nur lächerlich.“

Als 1999 schließlich Mütter aus Marxloh und Bruckhausen gesucht wurden, die viel im Stadtteil unterwegs waren, um andere Mütter anzusprechen und ihnen zu helfen, meldete sie sich. „Ich konnte mich noch gut daran erinnern, wie glücklich meine Mutter war, wenn sie von Schulveranstaltungen kam und wie sie immer alles sofort umsetzen wollte.“ Gülcan Boybeyi, selbst Mutter eines zehnjährigen Sohnes, war also glücklich, dass endlich ein entsprechendes Angebot geschaffen wurde.

Ihr erster Eindruck von Bruckhausen war hingegen etwas reduziert: „Ich kannte Bruckhausen von meiner Fahrt mit der 901 zur Uni. Da wirkte es unfreundlich und verwahrlost. Am Einführungstag erzählte allerdings eine Stadtteilmanagerin so leuchtend von Bruckhausen, dass ich dachte: ‚Ok, hier kann ich Menschen erreichen.‘“ In Kindergärten klärte sie Eltern darüber auf, warum es wichtig ist, den Nachwuchs regelmäßig in den Kindergarten zu schicken oder dass die Jungen und Mädchen den Umgang mit der Schere lernen.

Inzwischen haben sich die Themen verändert. „Die Eltern, die heute kommen, sind bestens ausgestattet. Allerdings fragen sie sich, ob sie es ansprechen sollen, wenn das Kind nur Einer schreibt, dann aber doch eine Drei auf dem Zeugnis bekommt. Ich bestärke sie dann, mit den Lehrer*innen zu sprechen.“ Wenn sie mit bulgarischen Eltern arbeitet, seien die viel selbstbewusster. „Wären die zuerst gekommen, hätten wir eine ganz andere Landschaft. Die Türken sind noch den Bittgang gewöhnt.“

Gülcan Boybeyi ertappt sich selbst manchmal dabei, wie ihre Vorurteile „wie Schmetterlinge im Bauch herumschwirren.“ Das können zum Beispiel Missverständnisse im Alltag sein, die, wie sich dann später herausstellt, gar nichts mit ihrer Herkunft zu tun haben. „Mittlerweile bin ich angekommen. Ich denke nicht mehr in deutsch-türkischen Kategorien.“ Am meisten haben ihr dabei Freundschaften und Gespräche geholfen. ■



DIE BERATER*INNEN



→ **NAME**

Mustafa Cebe

→ **BERATER**

seit 2012

→ **GEBURTSORT**

Maltya, Türkei

→ **SPRACHEN**

Deutsch, Türkisch
und Kurdisch

»Kinder sind Kinder, egal in welchem Land.«

Mustafa Cebe ist nicht nur der einzige Mann im Team der Interkulturellen Berater*innen, „er ist auch ein echter Promi“, sagen einige seiner Kolleginnen ein wenig ehrfürchtig. Der 55-Jährige, der vor zwanzig Jahren nach Deutschland kam, schreibt deutsch-türkische Kinderbücher. Seine Geschichten mit Titeln wie „Zwei Freunde“, „Der Rabe“ oder „Lass uns nicht mehr streiten“ sind beliebt und bekannt. Sie stehen nicht nur in der deutsch-türkischen Abteilung der Zentralbibliothek in Duisburg, sondern finden sich deutschlandweit in Büchereien. Darüber hinaus setzt sich Mustafa Cebe für Leseförderung ein, hält Vorträge für Eltern und hilft Familien beim Start in Deutschland.

„Meine Familie, meine Geschwister waren schon in Deutschland, als ich noch in Izmir BWL studiert habe“, erinnert er sich. Neben Zahlen hat sich Mustafa Cebe ebenso für Literatur interessiert. „30 Bücher habe ich bestimmt pro Monat verschlungen“, schätzt er. Als vor 15 Jahren seine Tochter zur Welt kam, „studierte“ er das Angebot für Kinderliteratur der Stadtbibliothek. Ihm fiel auf: Das Angebot an deutsch-türkischen Geschichten war nicht groß. „Die Schreibkultur ist bei uns nicht so mächtig, eher die mündliche Erzählkultur.“ Er begann also selbst zu schreiben, formulierte rund 100 Texte. Am Ende wählte er sechs davon aus, die er für gut genug befand, um sie an Verlage zu schicken. „Ich habe drei angeschrieben und alle drei wollten die Sachen drucken.“

In seinen Büchern geht es um Mut, Freundschaft oder auch die Umwelt – „Themen, die Kinder bewegen.“ Bevor er Autor wurde, war Mustafa Cebe bereits Redaktionsleiter einer deutsch-türkischen Schülerzeitschrift, die im Internationalen Jugend- und Kulturzentrum Kiebitz entstand. So kam der Kontakt zur damaligen RAA zustande, die seit 1980 Migrantenfamilien in Duisburg beriet und dabei besonders einen Schwerpunkt auf Bildung setzte.

„Mir ist damals aufgefallen, dass bei den Veranstaltungen vor allem Mütter waren. Also schlug ich vor, auch ein Angebot für Väter zu machen.“ Er erzählte ihnen etwas über das Leben in Deutschland, welche Unterschiede es bei der Erziehung gebe und dass es üblich wäre, dass Väter auch die Erziehung übernehmen. Die meisten waren erstaunt und fragten ihn: „Willst du, dass wir Frauenarbeit machen?“ Einige gingen daraufhin wirklich am Wochenende mit dem Nachwuchs auf den Spielplatz oder zum Fußballspielen, sodass die Mütter ein paar Stunden für sich hatten. „Ich habe danach viele schöne Geschichten gehört, wie sich das Leben für sie verändert hat.“

In seinen Kinderbüchern spielt die Herkunft der handelnden Personen übrigens keine Rolle. „Kinder sind Kinder, egal in welchem Land.“ ■



DIE BERATER*INNEN



→ **NAME**

Aytan Elkhaili

→ **BERATERIN**

seit 2016

→ **GEBURTSORT**

Aleppo, Syrien

→ **SPRACHEN**

Deutsch und Arabisch

»Mein Vater war sehr beeindruckt von Deutschland. Das hat mich motiviert, schnell Deutsch zu lernen.«



Aytan Elkhaili und ihre Familie flohen vor fünf Jahren aus Syrien nach Deutschland. Die Bundesrepublik kannte die Mutter von zwei Kindern aus vielen Erzählungen ihres Vaters, der hatte nämlich in den 1960er Jahren Maschinenbau in Deutschland studiert und war dann nach Syrien zurückgekehrt. Dort schwärmte er von seiner Studienzeit. „Er war sehr beeindruckt von Deutschland. Das hat mich motiviert, schnell Deutsch zu lernen.“

Sie machte einen Sprachkurs und engagierte sich zeitgleich ehrenamtlich als Übersetzerin, um anderen Familien zu helfen. „Dadurch hatte ich die Chance, die Sprache zu üben und viele Kontakte zu knüpfen.“ In Syrien hat Aytan Elkhaili bereits als Dozentin gearbeitet. Ursprünglich studierte sie Betriebswirtschaftslehre und war dann als Angestellte an der Universität Aleppo tätig. „In Syrien konnte man wenig planen, was man studieren und arbeiten will, sondern musste schauen, was möglich und verfügbar war.“ Auch das war ein Grund für sie, nach Deutschland auszureisen. Sie kam im Rahmen einer Familienzusammenführung per Flieger in die Bundesrepublik. Einmal angekommen, mietete die Familie direkt eine Wohnung. Sie weiß: Viele andere Familien, die fliehen mussten und auf komplizierten und teils gefährlichen Wegen nach Duisburg flüchteten, hatten diese Chance nicht. Zeitweise betrieb die Stadt in jedem Bezirk eine Notunterkunft für Flüchtlinge und baute in Walsum sogar eine Zeltstadt für Geflüchtete. Derzeit sind 10.560 Menschen aus Syrien in Duisburg gemeldet – das ist die viertgrößte Bevölkerungsgruppe.

In Deutschland hat Aytan Elkhaili schon Vorträge über die Ursachen des Konflikts in Syrien gehalten. In der Kita Kiebitzmühlenstraße und anderen Bildungseinrichtungen schult sie zudem mit einem Vortrag über das syrische und deutsche Bildungssystem Erzieher*innen und Eltern. „Ich habe Erfahrung in kultursensibler Gesprächsführung und nehme regelmäßig an Qualifizierungsangeboten teil“, betont Aytan Elkhaili. „Viele Kinder aus Syrien haben in ihrer Heimat und auf der Flucht schlimme Erlebnisse gehabt. Sie können sich deshalb nicht gut in der Schule konzentrieren, haben grausame Bilder im Kopf und brauchen deshalb eine Therapie“, weiß sie. In einer Schulung hat sie sich also mit Traumata auseinandergesetzt und die Familien zum Institut für Jugendhilfe begleitet.

Als IKB bietet sie nun feste Sprechstunden in unterschiedlichen Institutionen an, berät Familien. Sie übersetzt für sie, spricht aber auch mit ihnen über in Deutschland gelebte Traditionen wie Weihnachten und Karneval oder wie sich Erziehungsstile in Deutschland und Syrien unterscheiden. „Wir bauen Brücken zwischen dem Elternhaus und den Bildungseinrichtungen und fördern so das gegenseitige Verständnis“, betont die 46-Jährige. „Mir macht die Arbeit großen Spaß, ich sammle viele Erfahrungen.“ ■

DIE BERATER*INNEN



→ NAME

Claudia Fleseriu

→ BERATERIN

seit 2015

→ GEBURTSORT

Alba Iulia, Rumänien

→ SPRACHEN

Deutsch und
Rumänisch

»Ich mache die Arbeit wirklich gerne, weil ich mir alles selbst beibringen musste.«

Claudia Fleseriu lebt seit 21 Jahren in der Bundesrepublik, doch den ersten Deutschkurs machte sie, als sie bereits zehn Jahre hier lebte. „Ich habe meinen Mann, einen Italiener, kennengelernt und bin dann nach Deutschland gekommen, um hier in einem italienischen Restaurant zu arbeiten.“ Es war Herbst, als sie einreiste, die Blätter fielen, das Wetter war grau, kurzum: „Es hat mir eigentlich gar nicht gefallen, aber ich konnte ja nicht weg.“ Tag für Tag pendelte sie zwischen Restaurant und Wohnung. Das Leben bestand aus Arbeit und Schlafen. Erst später lernte sie Freunde kennen, die ihr halfen, sich in Duisburg zu orientieren und einzuleben. „Als ich mich dann nach zehn Jahren von meinem Mann trennte, habe ich das erste Mal einen Deutschkurs besucht“, blickt die Mutter von zwei Teenagern und einem Kleinkind zurück.

Als 2008/2009 viele Rumänen nach Duisburg kamen, freute sich Claudia Fleseriu. „Das war Balsam für die Seele, ich dachte: ‚Endlich sind mehr Landsleute hier.‘“ Aber dann hatte sie vor allem mit Rumänen zu tun, die ein niedrigeres Bildungsniveau hatten. In Rumänien hatte sie Wirtschaft studiert, in Deutschland brachte sie anderen rumänischen Eltern beim Rucksack-Programm bei, wie das Leben in dem neuen Land funktioniert. Ein Thema: Mülltrennung. „So etwas gibt es in Rumänien nicht. 20 Prozent haben aufgepasst und alles verstanden, 80 Prozent eher nicht“, bleibt sie realistisch.

Über das Rucksack-Programm wurde sie schließlich angesprochen, ob sie als Interkulturelle Beraterin arbeiten möchte. „Ich mache das wirklich gerne, weil ich mir damals alles alleine beibringen musste und weiß, wie schwer es damals war. Aber manchmal gibt es auch Personen, die nutzen die Hilfe für ihren Vorteil.“ Eigentlich sollte sie vor allem im Norden der Stadt eingesetzt werden, doch weil sie die Hauptansprechpartnerin für die rumänischen Zuwanderer war, fuhr sie für einige Fälle quer durch die Stadt.

Inzwischen wohnen viele Rumänen in Marxloh. „Sie brauchen Hilfe bei der Übersetzung, etwa wenn sie einen Brief vom Jobcenter bekommen, Kindergeld beantragen wollen oder eine Arbeit suchen“, gibt Claudia Fleseriu einige Beispiele. Sind Familien mit Kindern eingewandert, regelt sie manchmal auch den Kontakt zum Gesundheitsamt. Erst wenn die Jungen und Mädchen gründlich untersucht wurden, dürfen sie eine Schule besuchen. Für Menschen, die sich zuvor noch nie mit deutschen Behörden auseinandergesetzt haben und die Abläufe nicht kennen, nahezu undurchschaubar.

Und dann das Schulsystem: Förderschulen mit unterschiedlichen Schwerpunkten gibt es in Rumänien nicht. „Mein Kind ist nicht verrückt“, sagen die Eltern dann zu Claudia Fleseriu und sie erklärt, warum ein Besuch den jungen Zuwanderern gut tun könnte. Allerdings erschwert die Fluktuation – viele Rumänen und Bulgaren kehren zwischendurch zurück und reisen wieder ein – die Arbeit. In Schulen und Familienzentren berät sie dann, wie sich die Kinder und Eltern eingewöhnen können. Für viele von ihnen ist Claudia Fleseriu ein Vorbild. ■



DIE BERATER*INNEN



→ **NAME**

Nergis Kaplan

→ **BERATERIN**

seit 2007

→ **GEBURTSORT**

Ankara, Türkei

→ **SPRACHEN**

Deutsch und Türkisch

»Für viele ist Sprache eine Barriere,
aber ich habe versucht, sie positiv
zu motivieren.«



Nergis Kaplan ist eine starke Frau. 2003 wanderte die alleinerziehende Mutter von zwei Töchtern aus Ankara aus und zog ins Ruhrgebiet – nach Mülheim an der Ruhr. „Vielleicht war es Schicksal, dass ich in Deutschland gelandet bin“, erklärt die heute 52-Jährige und lächelt versonnen. Sie suchte und fand ihren Weg.

In der türkischen Hauptstadt Ankara hat Nergis Kaplan Public Relations studiert und als Filialleiterin gearbeitet, doch ihr Studium wurde in Deutschland nicht anerkannt. „Ich wollte aber unbedingt etwas machen. Also habe ich eine Maßnahme für Frauen besucht und danach mussten wir ein zweimonatiges Praktikum machen.“ So kam der Kontakt zur Regionalen Arbeitsstelle RAA, dem heutigen Kommunalen Integrationszentrum, zustande. „Ich habe viel Erfahrung mit meinen Töchtern und war mir sicher, dass ich die gut an andere Menschen weitergeben kann.“

Sie erinnert sich noch, dass es ihr anfangs schwerfiel, die Sprache zu lernen. „Ohne Deutschkenntnisse hat man Schwierigkeiten. Aber Kopf ist Kopf. Egal wo.“ Mit ihrer „Herzsprache“ knüpfte sie erste Kontakte, schaffte viel und wollte unbedingt im sozialen Bereich arbeiten und ihre Erfahrungen an andere Eltern weitergeben. „Lange Jahre habe ich mit Müttern gearbeitet, deren Kinder die Schule oder den Kindergarten besuchen. Für viele ist Sprache eine Barriere, aber ich habe versucht, sie positiv zu motivieren und ihnen ein Wegweiser zu sein oder ein schönes Muster, wie es gehen kann.“ Nergis Kaplan wurde – so wie die anderen Interkulturellen Berater*innen – zum Vorbild für andere Zugewanderte. Derzeit ist sie in verschiedenen Kindertageseinrichtungen und Schulen im Duisburger Süden im Einsatz und arbeitet dort auf Türkisch und Deutsch.

Parallel nahm sie immer wieder an zahlreichen Fortbildungen teil, die das Kommunale Integrationszentrum für die Interkulturellen Berater*innen regelmäßig vermittelte. Sie ließ sich zur Elternberaterin ausbilden, beschäftigte sich bei dem Lehrgang „Mediation und Konfliktmanagement“ mit Gewaltfreier Kommunikation und ließ sich zur „Diversitätsbewussten Trainerin im interkulturellen Kontext“ weiterbilden. Diese Kenntnisse helfen ihr bei der Arbeit mit den Eltern. Die Arbeit, aber auch der Austausch mit den anderen Interkulturellen Berater*innen gibt ihr viel. „Ich fühle mich fit, das macht alles großen Spaß, dass ich anderen mit meinen Erfahrungen weiterhelfen kann. Ich sage immer: Starke Eltern, starke Kinder.“ Allen, die sich zu Beginn auch schwertun mit der Eingewöhnung oder dem Erlernen der Sprache, gibt sie mit auf den Weg: „Die Sprache kann man nicht nur mit Büchern lernen, sondern auch das Leben ist ein guter Lehrer.“ Sei es, indem man auf Spielplätzen in Kontakt kommt, beim Bummel durch die Stadt oder in Gesprächen mit anderen. ■



→ **NAME**

Silvana Lascu

→ **BERATERIN**

seit 2013

→ **GEBURTSORT**

Sibiu, Rumänien

→ **SPRACHEN**

Deutsch und
Rumänisch

»Salz und Pfeffer, das vergess' ich nicht.«

Bei Silvana Lascu geht Völkerverständigung durch den Magen. Ihre Familie betrieb in ihrem Heimatort Hermannstadt, auf Rumänisch Sibiu genannt, ein Restaurant. Als sie 2009 nach Duisburg kam, weil hier bereits ihre Schwägerin lebte, führte einer ihrer ersten Jobs sie in ein türkisches Café. „Anfangs war es schwer, eine Arbeit zu finden. Der Chef musste erst eine Erlaubnis beim Amt beantragen. Erst seit 2014 dürfen Rumänen in Deutschland ganz normal arbeiten.“ Später heuerte sie in einem typisch deutschen Imbiss namens „Salz und Pfeffer“ an. Immer nur Pommes, Currywurst, Schaschlik und andere kulinarische „Berühmtheiten“ zu verkaufen war allerdings nicht ihr Ding. Neben ihrer Tätigkeit als Interkulturelle Beraterin führt sie nun ein eigenes Restaurant in Alt-Homburg. Im „Binder“ will sie den Duisburgern nun die deftige Küche Rumäniens näherbringen. Aufgetischt wird zum Beispiel „siebenbürgisches Gulasch“ oder „Tochitura ardeleneasca“ – Schweinefleischartopf mit Polenta.

Die Mutter von drei Kindern erinnert sich an ihre Anfänge in Duisburg: „Ich bin nicht aus Armut nach Deutschland gekommen, sondern weil ich mir beweisen wollte, dass ich mir selbst etwas aufbauen und in einem anderen Land leben kann“, erklärt die studierte Erzieherin und Lehrerin für Deutsch und Rumänisch. Als sie ihre jüngere Schwester zu einem Termin bei der RAA begleitete, um sie für die Schule anzumelden, engagierte der Ansprechpartner sie vom Fleck weg. „Ich war in Hermannstadt auf einer rumänischen Schule mit einer deutschen Abteilung. Mathe und alle anderen Fächer hatten wir auf Deutsch.“ Dennoch musste sie sich an ein paar Redewendungen erst gewöhnen. „Ich war in einem Copy-Shop und der Mann sagte zum Abschied zu mir: ‚Wir sehen uns.‘ Das hat mich ziemlich verwirrt – ich dachte, wie kann das sein, dass wir uns wiedersehen?“ Erst später, als sie die Worte öfter gehört hatte, fand sie heraus, was damit gemeint war.

Zunächst unterrichtete die 32-Jährige rumänische Kinder, die auf einen regulären Schulplatz warteten, in Deutsch und Mathematik. Danach wurde sie Interkulturelle Beraterin, bietet seitdem in verschiedenen Duisburger Einrichtungen Sprechstunden für rumänische Familien an und hilft ihnen etwa bei Gängen zum Amt. Je nach Behörde kann es da schon einmal kompliziert werden. Außerdem möchte sie zwischen den unterschiedlichen Gruppen in Duisburg vermitteln. „Es gibt wirklich vernünftige Rumänen und Roma-Familien, die arbeiten wollen, sauber sind und etwas für ihre Zukunft erreichen wollen. Und dann werden die alle in einen Topf geworfen. Das ist nicht richtig.“

Ihr Restaurant wird übrigens gleichermaßen von Deutschen und Rumänen besucht. „Am Anfang mussten wir die Leute erst überzeugen, aber mittlerweile läuft es echt gut.“ ■



DIE BERATER*INNEN



- **NAME**
Naziye Najar
- **BERATERIN**
seit 2009
- **GEBURTSORT**
Posof, Türkei
- **SPRACHEN**
Deutsch und Türkisch

»Wir waren die Dolmetscher der ganzen Straße.«

Die Kindheit von Naziye Najar an der Grenze Georgiens war idyllisch. „Ich bin mit Hunden, Katzen, Kaninchen und Pferden aufgewachsen, war viel in der Natur, das kann man sich vorstellen wie bei Heidi“, erzählt sie. Ihre Augen funkeln noch heute, wenn sie von ihrem Dorf erzählt. Als siebenjähriges Mädchen kam sie dann nach Rheinhausen – der Vater hatte Arbeit bei Krupp gefunden. Rheinhausen war ein Schock.

An den ersten Schultag kann sie sich noch gut erinnern: „Der Eindruck war katastrophal. Ich habe meine Freiheit vermisst und auch die Geschichten, die mir meine Oma erzählte. Mein Vater war auf Schicht und meine Mutter sollte sich um den Nachwuchs kümmern. In den 1980er Jahren gab es noch keine Sprach- und Integrationskurse. Meine Mutter hatte große Angst, dass wir in der Fremde verloren gehen könnten.“ In der Nachbarschaft wohnten andere Gastarbeiter-Familien aus Italien, Spanien und der Türkei. Niemand sprach richtig Deutsch, aber mit Zeichensprache konnten sie sich verständigen. „Alle haben sich unterstützt, egal aus welchem Land. Wir hatten etwas Gemeinsames; wir waren Gastarbeiter.“

Die ersten Wörter brachte sich Naziye Najar selbst bei. Wer als Kind die Sprache ein bisschen konnte, begleitete die Erwachsenen zum Arzt oder zu den Ämtern. Schmunzelnd sagt sie: „Wir waren die Dolmetscher der ganzen Straße.“

Die Pädagogen an ihrer Schule waren aus ihrer Sicht keine große Hilfe. „Immer, wenn ich nach Grammatik gefragt habe, sagte der Lehrer: ‚Ach, wofür brauchst du das denn. Strenge deinen Kopf nicht unnötig an. Ihr werdet doch sowieso bald zurück gehen‘“, erzählt sie. Einige Lehrer ließen die Gastarbeiterkinder regelmäßig die Schulordnung abschreiben. Und die Eltern konnten nicht einschreiten, weil sie das Schulsystem nicht kannten. Elternarbeit gab es damals noch nicht im gleichen Maße wie heute.

Vor zwei Jahren gab es schließlich ein Wiedersehen mit ihrem alten Lehrer. Die 45-Jährige ist inzwischen als Trainerin für Diversity im Einsatz und will Jugendlichen ein Vorbild sein. „Der Lehrer kam auf mich zu und fragte überrascht: ‚Naziye, was machst du hier?‘“ Sie antwortete, dass sie das Seminar für die Oberstufenschüler gebe. Die Überraschung war groß. Wütend mache sie das nicht, betont sie. „Er hat sich nur in seinem Rahmen bewegt und war nicht in der Lage, seinen Horizont zu überschreiten. Das tut mir eher leid.“

Wenn sie heute in der Schule arbeitet, versucht sie, die Lehrer*innen zu sensibilisieren – und ihre Fragen und Nöte ernst zu nehmen. Manchmal tun sich die Pädagog*innen immer noch schwer bei Schüler*innen mit Migrationshintergrund. „Diversity sollte unbedingt Teil der Lehrerbildung werden.“ Bis dahin schärft Naziye Najar die Sinne, vor allem der Eltern. „Stell dir vor, dein Kind könnte hier nicht nur Lehrer*in werden, sondern sogar Schulleiter*in.“ Manchmal erschrecken die Erwachsenen dann. Sie hat noch viel zu tun. ■





→ NAME

Marthe
Ngomba Matanda

→ BERATERIN

seit 2007

→ GEBURTSORT

Kinshasa, Kongo

→ SPRACHEN

Deutsch, Französisch,
Englisch, Lingala und
Portugiesisch

»Ich habe ein Herz für Deutschland.«

Marthe Ngomba Matanda und ihre drei Kinder kamen als Flüchtlinge aus dem Kongo nach Deutschland. Was so eine Flucht bedeutet, dass man danach einen Asylantrag in dem Land stellen muss, in dem man gelandet ist und wie schwierig eine Familienzusammenführung sein kann, wusste sie 2003 noch nicht. Das war vielleicht ganz gut so, „also konnte ich mir auch keine Sorgen machen, ob ich bleiben darf.“

In Kinshasa hat die 56-Jährige als Physiotherapeutin gearbeitet und später im Nachbarland Angola, aus dem ihr Mann stammt, eine Ausbildung zur Polizistin gemacht. Der Kongo war eine belgische Kolonie, Angola eine portugiesische, deshalb spricht sie – neben der Nationalsprache Lingala – Französisch, Portugiesisch, Englisch und Deutsch. „Als ich das erste Mal am Flughafen die Wörter mit so vielen Konsonanten s,c,h oder w gesehen habe, konnte ich mir nicht vorstellen, dass ich diese Sprache einmal gut lernen und sprechen könnte.“ Ihre Kinder waren damals im Schulalter, der Mann kam drei Jahre später im Rahmen einer Familienzusammenführung nach. „Das war schwer, aber es hat geklappt.“ Als sie für die Diakonie Düsseldorf anderen Flüchtlingen half, sah sie, mit welchen Problemen einige konfrontiert waren und dass eine reibungslose Familienzusammenführung nicht immer selbstverständlich ist. Als ihre Tochter Corinne von der Haupt- auf die Gesamtschule wechselte, lernte sie schließlich Joachim Eidens von der Regionalen Arbeitsstelle (RAA) kennen und wurde Interkulturelle Beraterin. Seitdem ist sie Ansprechpartnerin für afrikanische Familien.

Für viele sei die Einreise nach Deutschland „wie eine Neugeburt“, vergleicht Marthe Ngomba Matanda den Prozess. England, Frankreich und Portugal prägten mit ihren Kolonien den afrikanischen Kontinent. Das deutsche Schulsystem sei für viele Afrikaner weitestgehend unbekannt, ebenso wie der unterschiedliche Erziehungsstil. „Schlagende Eltern und Lehrer sind in Afrika nicht unbedingt als schlecht angesehen. Hier gibt es hingegen null Toleranz.“ Das führe oft „zu schlimmen Missverständnissen“ mit den Ämtern, die auch mit einer Inobhutnahme der Kinder enden können.

Inzwischen besitzt die engagierte Duisburgerin einen deutschen Pass. „Das sieht man mir nicht an, für viele bleibe ich Afrikanerin.“ Immer wieder wurde sie auch mit Diskriminierung im Alltag konfrontiert. „Ich fahre zum Glück Auto und nicht Bus und Bahn. Ich bekomme mit, dass die Situation in den vergangenen Jahren schlimmer geworden ist.“ Deutschland hätte sie sich als neuen Lebensmittelpunkt nie selbst ausgesucht. Dennoch sagt sie nach all den Jahren: „Ich bin dankbar. Ich habe ein Herz für Deutschland.“

Ihre Arbeit für die IKB hat sie inspiriert. Mit ihrer Familie hat die engagierte IKB ein eigenes Projekt für den Kongo entwickelt. „Uns ist es wichtig, autark zu sein, deshalb haben wir nicht nach externer Hilfe gefragt. Wir wollen damit der jungen Generation im Kongo beibringen, auf eigenen Beinen zu stehen.“ Für Marthe Ngomba Matanda, ihre Kinder und ihren Mann ist die Sache eine Herzensangelegenheit. Sie haben jeder ein bisschen Geld gespart und in ihr Projekt „Hefte und Stifte für Viaza“ investiert. Für rund 150 Kinder haben sie davon Hefte, Radiergummis oder anderes Schulmaterial besorgt, in Kisten verpackt und in den Kongo verschifft. ■



»Deutsch habe ich mir zu Hause selbst beigebracht.«



→ **NAME**

Corinne Niozo Bomba

→ **BERATERIN**

seit 2018

→ **GEBURTSORT**

Kinshasa, Kongo

→ **SPRACHEN**

Deutsch, Französisch,
Lingala, Pidgin-Eng-
lisch und Spanisch

Mit ihren 29 Jahren ist Corinne Niozo Bomba die Jüngste im Team der Interkulturellen Berater*innen. „Aber wenn man sich mit der Zeit einen Ruf erarbeitet hat und die anderen merken, dass man weiß, wovon man redet, nehmen einen die Eltern und Ämter auch ernst.“

Deutschland war eigentlich kein Traumland für die Mutter von zwei Kindern. Geboren in Kinshasa, flüchtete die Familie aus politischen Gründen im Jahr 2002 aus dem Kongo. Dort wird Französisch gesprochen, „Frankreich und Belgien wären sicher leichter für uns gewesen, denn da hätten wir die Sprache verstanden.“

Die damals Elfjährige wurde auf die Hauptschule geschickt. An ihren ersten Schultag erinnert sie sich noch gut. Sie begrüßte die anderen Kinder mit „Hallo“, das Wort hatte sie auf der Straße aufgeschnappt. „Ansonsten konnte ich nur lächeln und habe nichts verstanden. Ich habe mich ein bisschen dumm gefühlt, weil ich nicht mitreden konnte.“ Das sollte ihr nicht nochmal passieren. „Das hat mich geprägt und herausgefordert.“ Zu Hause lernte sie mit Hilfe von Büchern Deutsch, in Englisch war sie ohnehin gut. „Eigentlich hatte ich bis auf Deutsch gute Noten.“ Doch die anderen Schüler mobbten sie.

Eine Begegnung mit Joachim Eidens entpuppte sich als glückliche Fügung. Der damalige Mitarbeiter der RAA kümmerte sich um Zuwandererfamilien und setzte den Schwerpunkt auf Integration durch Bildung. Den Hauptschüler*innen sollte er bei der Suche nach einem Praktikumsplatz helfen. „Ich habe ihm erzählt, dass ich mich an der Schule nicht wohl fühle und gefragt: ‚Was muss ich machen, um diese Schule zu verlassen?‘“ Eidens vermittelte sie an die Gesamtschule Ruhrort und für Corinne Niozo Bomba tat sich eine neue Welt auf. „Wäre ich nur an der Hauptschule geblieben, hätte ich gedacht, deutsche Schulen sind rassistisch. Nach meinem Schulwechsel habe ich keine Diskriminierung gespürt. Das war eine gute Erfahrung.“ In Ruhrort waren die anderen Kinder netter. „Ich wusste ja nicht, dass ich Jahre später selbst für die RAA arbeiten würde.“

Als die Jugendliche die Schule wechselte, sprach Joachim Eidens ihre Mutter Marthe an, ob diese als Interkulturelle Beraterin arbeiten möchte. „Es gab eine Zeit, da sind viele Afrikaner nach Duisburg gekommen“, blickt Corinne Niozo Bomba zurück. Der Bedarf, ihnen zu helfen, war groß. „Ich bin viel später dazu gekommen, weil die Arbeit zugenommen hat.“ Sie absolvierte ihr Abitur und begann, in Bochum Wirtschaftsrecht zu studieren. Spaß machte ihr das eigentlich nicht, aber sie dachte, mit einem Wirtschaftsfach sei sie auf der sicheren Seite. Das Studium unterbrach sie später für die Geburt ihrer zwei Kinder. 2018 bekam sie das Angebot, selbst als IKB zu arbeiten. Ihre Bachelorarbeit möchte sie auf jeden Fall noch schreiben, danach aber lieber im sozialen Bereich arbeiten. „Ich merke, dass das mein Ding ist.“ ■



DIE BERATER*INNEN



- **NAME**
Florentina Rosulescu
- **BERATERIN**
seit 2018
- **GEBURTSORT**
Focsani, Rumänien
- **SPRACHEN**
Deutsch und
Rumänisch

»Ich versuche den Menschen mit Empathie und Verständnis zu begegnen.«



Wenn Florentina Rosulescu auf ihre Anfänge in Deutschland zurückblickt, erinnert sie sich: „Aus Rumänien betrachtet, ist in Deutschland alles toll und super.“ Bevor sie ihrem Mann nach Duisburg folgte. Der hatte einen Job gefunden, sie zog zwei Monate später hinterher. Ein paar Brocken Deutsch hatte sie bereits in Rumänien gelernt, sodass sie sich von Anfang an verständigen konnte. „Ich habe Mutter-Kind-Gruppen beim Deutschen Roten Kreuz betreut und mich zur Sprachassistentin weiter qualifiziert.“ Viele ihrer Landsleute brauchen indes Hilfe, um sich in Duisburg einzuleben und die Regeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu lernen.

Aktuell leben rund 8.700 gebürtige Rumänen in Duisburg, viele von ihnen sind Roma. Die meisten kamen nach der EU-Osterweiterung. „Einige hatten auch in Rumänien schon Schwierigkeiten. Ich versuche den Menschen mit Empathie und Verständnis zu begegnen“, erklärt die 29-Jährige, die schnell festgestellt hat, dass das Leben in Deutschland eben doch nicht nur schillernd und toll ist. „Ich arbeite in vielen Schulen und versuche den Eltern zu vermitteln, dass den Kindern mehr abverlangt wird und sie mehr Leistung bringen müssen als in Rumänien“, vergleicht Florentina Rosulescu die beiden Länder.

Als Interkulturelle Beraterin ist sie viel in Marxloh und Hochfeld unterwegs. „Einige bemühen sich um eine neue Wohnung, damit sie auch Deutsch sprechen können. In diesen Stadtteilen hört man ja sonst eher andere Sprachen auf der Straße.“ Sie versucht zu vermitteln, dass sich die Zugewanderten an die Regeln halten, damit die Deutschen endlich ein anderes Bild von ihnen bekommen. „Ich möchte nicht mehr lesen, dass die Rumänen böse sind, weil sie sich nicht an die Regeln halten und nur nach Deutschland kommen, um Sozialhilfe zu erhalten. Wir wollen und gehen auch arbeiten. Außerdem arbeiten wir mit unseren Kindern und unterstützen sie“, betont die gelernte Lehrerin, die an einer Schule Französisch und Rumänisch unterrichtet hat. Ein bisschen fühlt sie sich bei jeder Kritik angesprochen. „Aber ich weiß, dass es auch andere Beispiele gibt, die nach Deutschland kommen und die sich weiterentwickeln möchten.“

Mit den Behörden arbeitet sie gut zusammen und von den Familien wird sie trotz ihres jungen Alters ernst genommen. Sie hat sich in Deutschland alles selbst erarbeitet. „Der Anfang war schwierig. Mein Mann war arbeiten und ich war die ganze Zeit mit dem Kind zusammen und habe trotzdem Deutsch gelernt.“ Inzwischen kennt sie deutsche Mütter vom Spielplatz und freut sich über solche und weitere Kontakte. „Ich habe mich bemüht und viele kleine Schritte gemacht.“ Das will sie auch den anderen in ihren Sprechstunden als IKB weitergeben. ■



→ **NAME**

Nesrin Tunç

→ **BERATERIN**

seit 2002

→ **GEBURTSORT**

Gaziantep, Türkei

→ **SPRACHEN**

Deutsch und Türkisch

»Wer die Sprache nicht kann, ist sprachlos und taub.«

Der Vater von Nesrin Tunç war Gastarbeiter bei Mannesmann. „Bei Tor 4“, erinnert sich die 60-Jährige noch gut. Als die Familie 1969 nach Duisburg kam, wurde sie direkt in die fünfte Klasse der Hauptschule an der Blücherstraße in Hochfeld geschickt. „Am Anfang habe ich nichts verstanden, aber das wurde besser mit der Zeit. Ich war ja die einzige Türkin in der Klasse. Die anderen Kinder waren alle deutsch. So war das damals in Hochfeld.“

Zu Hause wurde Türkisch gesprochen. Da die junge Nesrin schnell die deutsche Sprache lernte, begleitete sie Arbeitskollegen ihres Vaters oder Nachbarn zu den Rechtsanwälten, Ärzten, Ämtern oder zur Wohnungsgenossenschaft. „Manchmal habe ich mich schwer getan, zu verstehen, worum es eigentlich ging. Aber wenn die Ansprechpartner mich gut verstanden haben, erklärten sie mir die Sachen ausführlicher und ich konnte es den Erwachsenen übersetzen.“

Nach der Hauptschule machte sie das Fachabitur und eine Ausbildung zur Bürokauffrau. Während ihrer Elternzeit, in der sie drei Kinder großzog, orientierte sie sich allerdings immer mehr in den sozialen Bereich. Nesrin Tunç bot Kinderbetreuung in der Volkshochschule an, gab jugendlichen Asylbewerbern Deutschunterricht, machte Freizeitangebote oder beriet einmal in der Woche Hilfesuchende bei der Internationalen Initiative Hochfeld. Ihr Tipp an alle, die nach Deutschland kommen: „Sprache lernen, Sprache lernen. Wer die Sprache nicht kann, ist sprachlos und taub.“

Auch nach vielen Jahren ist Hochfeld noch immer ein Stadtteil, in den viele Migranten ziehen. „Als im Zuge der EU-Osterweiterung 2008 die ersten Zuwander*innen aus Bulgarien und Rumänien kamen, war die Stimmung sehr schlecht bei denen, die schon lange in dem Stadtteil lebten. Es dauerte, bis die Neuen ihre Lebensgewohnheiten umstellten.“ Die Stadt sollte aus ihrer Sicht darauf achten, nicht die gleichen Fehler wie bei der ersten Gastarbeiter-Generation zu machen, damit es nicht zu einer Ghettobildung komme. „Und gegen die Schrottimmobilien vorgehen.“ Da sich viele Zuwanderer in der Vergangenheit mit der Großfamilie eine Wohnung teilten oder ihnen manchmal nur Matratzen vermietet wurden, hat die Stadt Ende 2016 eine Taskforce eingesetzt. Sie soll den menschenunwürdigen Wohnverhältnissen ein Ende bereiten und hat bisher mehr als 50 Häuser überprüft.

Als Interkulturelle Beraterin ist Nesrin Tunç an unterschiedlichen Kindergärten, Schulen und Familienzentren in Hochfeld, DU-Mitte und DU-Süd, bei Bedarf auch in ganz Duisburg, unterwegs. Sie hält Sprechstunden ab, bietet kulturspezifische Gesprächskreise zur Förderung und Erziehung des Kindes an und hilft bei Ämtergängen und in der Zusammenarbeit mit anderen Institutionen. Sie lächelt: „Früher habe ich das ehrenamtlich für die ganze Straße gemacht, heute mache ich das beruflich als Interkulturelle Beraterin.“ ■





→ **NAME**

Elisabeth Wegner

→ **BERATERIN**

seit 2011

→ **GEBURTSORT**

Peterfeld, Nordkasachstan

→ **SPRACHEN**

Deutsch und Russisch

»In der Mehrsprachigkeit liegt eine Chance.«

Zum 20. Geburtstag der Interkulturellen Berater*innen in Duisburg und ihrem 25. Jahr in Deutschland wünscht sich Elisabeth Wegner mehr Anerkennung: „Wir bekommen viel Lob für unsere Arbeit, da wäre es schön, wenn die Stadt uns einen anderen Status geben würde“, erklärt die 56-Jährige. Weil es bei ihrem Start in der Bundesrepublik 1995 etwas haperte, ist sie besonders motiviert, anderen zu helfen.

Elisabeth Wegner stammt aus Peterfeld, einem Dorf in Nordkasachstan, das von zugewanderten Deutschen im Jahr 1908 gegründet wurde. Als Kind lernte sie Deutsch und Russisch und im Pass stand schon immer „deutsch“. Im nahen Petropavlosk studierte sie auf Lehramt, wanderte allerdings mit ihrem Sohn aus, weil sie auf eine bessere wirtschaftliche Zukunft hoffte. Sie landete in der Erstaufnahmeeinrichtung Unna-Massen und einem Zufall ist es zu verdanken, dass sie nach Duisburg kam. Als das Zuteilungsgespräch stattfand, musste währenddessen ihr Neffe, der mitgereist war, zum Arzt und Elisabeth begleitete ihn, um zu übersetzen. Stattdessen sind ihre Eltern für sie zu dem Zuteilungsgespräch gegangen. „Es hat sich ergeben, dass Mama eine Bekannte in Duisburg hatte, deshalb hat sie Duisburg genannt. Also sind wir nach Duisburg gekommen.“ Vor allem in Neumühl, Meiderich und Großenbaum leben viele Russlanddeutsche.

Der Start war schwierig. „Ich bin nicht nach Deutschland gekommen und habe erwartet, dass alles vom Himmel fällt.“ Die RAA vermittelte ihrem Sohn einen Schulplatz, doch ihr Hochschul-Diplom wurde nicht anerkannt. Es folgte eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme im Krankenhaus. Sie bekam gute Bewertungen vom Arbeitgeber, wollte eine Umschulung in diesem Bereich machen – doch das wurde abgelehnt. Im Altenheim wollte sie nicht arbeiten, es folgte stattdessen eine Umschulung zur Informatikkauffrau. „Ich habe 50 Bewerbungen geschrieben, war inzwischen schon 36 Jahre alt – einige sagten mir, dass ich überqualifiziert sei.“ Eine Stelle bekam sie nicht. Nebenbei unterstützte sie eine „Deutsch als Zweitsprache“-Lehrerin und brachte in einem Sprachlern-Projekt Kindern Deutsch bei. Bei der eigenen Integration half übrigens der Hausmeister. Er erklärte der Familie Wegner zum Beispiel, wo sich das Rathaus befindet. „Das lief alles über Mund-zu-Mund-Propaganda.“

Inzwischen koordiniert sie die Programme „Rucksack“ und „Griffbereit“, bei denen Eltern aus Zuwandererfamilien beispielsweise erfahren, wie sie ihre Kinder bei der sprachlichen Entwicklung unterstützen können. „Wir coachen die Elternbegleiter*innen, die in die Einrichtungen gehen und mit den Eltern arbeiten“, beschreibt Elisabeth Wegner. Mittlerweile ist sie zufrieden mit ihrem Leben in Deutschland. „Ich bin nicht sauer. Aber wenn man sich anschaut, wie viel Probleme es heute in den Schulen gibt, Lehrer zu finden, dann hätte man damals mit unseren Bewerbungen anders umgehen sollen. In der Mehrsprachigkeit liegt eine Chance.“ ■



DIE EHEMALIGEN BERATER*INNEN



→ **NAME**

Lyubomira (Luba)
Bornschlegl

→ **BERATERIN**

seit 2009

→ **GEBURTSORT**

Kardzhali, Bulgarien

→ **SPRACHEN**

Deutsch und Bulgarisch

»Wir haben alle die gleichen Grundbedürfnisse, wir brauchen alle die gleichen Chancen.«



Lyubomira (Luba) Bornschlegl war frisch verliebt, als sie ihrem Mann nach Duisburg folgte. Die beiden hatten sich an der Schwarzmeerküste kennengelernt. Irgendwann musste eine Entscheidung getroffen werden, in welchem Land sie leben wollten. Die Wahl fiel auf Deutschland. „Zu diesem Zeitpunkt gab es noch keine ‚Freizügigkeit‘, ich musste ein Visum beantragen, das mir die Einreise und den Aufenthalt in Deutschland erlaubte.“ Danach belegte die 50-Jährige direkt Deutsch-Kurse an der Volkshochschule.

Die Akademikerin hatte an der Uni in Sofia ihr Studium als Ökonomin abgelegt, „Magister mit Auszeichnung“, betont sie stolz. Danach unterrichtete sie als Lehrerin an einem Berufskolleg. „Mit Kindern hatte ich immer etwas zu tun, aber leider wurde mein Abschluss hier nicht anerkannt.“ Als 2007 Bulgarien und Rumänien in die EU aufgenommen wurden und viele bulgarische und rumänische Familien nach Duisburg kamen, wurden neue Interkulturelle Berater*innen gesucht. Seit diesem Zeitpunkt ist „Luba“ Bornschlegl dabei und versucht, zwischen hier lebenden Bulgaren und Deutschen zu vermitteln.

„Die Zielgruppe in Duisburg sind Roma-Familien.“ Viele seien aus ökonomischen Gründen gekommen, weil sie sich eine bessere Zukunft erhofften. „Leider ist das bei den Behörden noch nicht vollends angekommen, aber es ist ganz normal, dass Mütter darum kämpfen, dass es ihren Kindern besser geht.“ Sie findet, dass die Stadt bunter wäre, wenn sich die Bevölkerungsgruppen aus Südosteuropa nicht nur auf die Stadtteile Marxloh und Hochfeld konzentrieren würden. „Diese Ghettoisierung ist nicht gut.“

Viele Roma verfügen über einen vergleichsweise niedrigen Wissensstand, „aber mittlerweile gibt es viele Maßnahmen, um diesen Zustand zu verbessern. Die Menschen aus Bulgarien sind nicht ‚faul‘ und ‚unnützlich‘.“ Sie wollten und müssten einen Job annehmen, um Anträge auf Unterstützung stellen zu können. Vor allem über die Hilfsangebote der IKB seien viele dankbar. „Sie sehen uns als große Schwester oder Vertrauensperson an. Sie begegnen uns mit großem Respekt.“ Und manchmal öffne sich ein Fenster. „An einigen Tagen scheint durch das Fenster die Sonne, an anderen regnet es. Aber man darf nicht vergessen, dass nach Regen auch Regenbogen kommen.“

Für Lyubomira Bornschlegl hat sich die IKB-Arbeit als Chance erwiesen. Nachdem sie einige Jahre ein zusätzliches Projekt für Zugewanderte koordiniert hat, arbeitet sie mittlerweile als Migrationsberaterin für die Stadt Duisburg. Für das künftige Zusammenleben formuliert sie Wünsche: „Den Bulgaren wünsche ich Mut und dass sie die Bildungsangebote wahrnehmen. Ohne deutsche Sprache geht’s nicht.“ Die Deutschen sollten hingegen offener sein für interkulturelle Begegnungen. „Wir haben alle die gleichen Grundbedürfnisse, wir brauchen alle die gleichen Chancen. Unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung zu verstehen und anzuwenden ist eine Herausforderung für alle Beteiligten!“ ■

DIE EHEMALIGEN BERATER*INNEN



→ **NAME**

Sevım Ezen

→ **BERATERIN**

bis 2018

→ **GEBURTSORT**

Karadeniz Ereğli, Türkei

→ **SPRACHEN**

Deutsch und Türkisch

»Diese motivierende, inspirierende Tätigkeit habe ich nie als Arbeit empfunden.«



Bildung hat in der Familie Ezen immer eine wichtige Rolle gespielt. Die Grundschuljahre verbrachte Sevım Ezen in der Türkei. „Ich habe Schule geliebt und so lange gequengelt, bis ich mit fünf Jahren freiwillig in die Schule gehen durfte.“ Als der Vater in Duisburg einen Job als Kranführer fand und die Familie auswanderte, blieb Sevım zunächst bei den Großeltern, um die Grundschule dort zu beenden. Eigentlich wäre sie auch gerne geblieben, doch eine Mandel-OP führte sie nach Deutschland. „Bis ich 17 Jahre alt war, habe ich mir die Schulbücher schicken lassen, weil ich die Schule in der Türkei fortsetzen wollte. Ich sah damals dort bessere Chancen für mich. Ich habe lange gebraucht, um mich für das neue Zuhause zu entscheiden. Aber so konnte ich mich immer in die Eltern hineinversetzen, die ich begleitet habe.“

In Deutschland besuchte die 53-Jährige drei Jahre eine Seiteneinsteigerklasse an einer Hauptschule. „Ich habe gar nicht gecheckt, dass es Unterschiede zwischen Hauptschulabschluss Typ A und B gibt.“ Ihre Noten waren gut, aber auf das Gertrud-Bäumer-Berufskolleg sollte sie nicht, „da waren die Mädchen zu stark geschminkt.“ Sie besuchte zunächst die Höhere Handelsschule, „doch ich wollte nicht im Büro sitzen, sondern mit Menschen arbeiten.“ Am Ende machte sie doch am „Gertrud-Bäumer“ das Fachabitur und wurde Diplom-Sozialarbeiterin.

Die Tätigkeit als Interkulturelle Beraterin ermöglichte ihr die Teilnahme an vielen Weiterbildungsmaßnahmen. So qualifizierte sie sich etwa zur systemischen Familientherapeutin. „Wenn es bei Familienzusammenführungen zu Fragen kam, aber sprachliche Barrieren oder andere kulturelle Hintergründe eine Rolle spielten, hatte ich nicht viele Adressen, wo ich die Leute hinschicken konnte. Also hab ich die Weiterbildung selbst gemacht.“ Viele Migranten hätten erwartet, dass sich Kindergarten und Schule um die Erziehung der Kinder kümmern. „Ich will das Thema Erziehung aber gar nicht immer nur durch die interkulturelle Brille sehen. Es hängt viel vom Bildungsstand der Eltern ab.“

Früher sei es oft noch einfacher gewesen, dass der Nachwuchs spielerisch die Sprache gelernt habe. „Da gab’s einen Hof und alle haben miteinander getobt. Heute tun mir die Kinder leid, wenn ich sehe, dass sie schon früh mit dem Handy hantieren und alleine sind. Der Wortschatz vergrößert sich doch, wenn man miteinander spricht.“ Auch wenn sie heute einen Fernseher nicht mehr so schlimm findet wie Handys oder Tablets, steht das TV-Gerät bei ihr immer noch in einem geschlossenen Schrank. Sie selbst lebt vor, was sie anderen Eltern beibringt.

Die Tätigkeit als Interkulturelle Beraterin hat ihr großen Spaß gemacht. „Diese motivierende, inspirierende Tätigkeit habe ich nie als Arbeit empfunden, das war für mich fast wie ein Hobby. Was die Interkulturellen Berater*innen anbieten, ist maßgeschneidert für die Eltern.“ ■



→ **NAME**

Mariyana Lewalski

→ **BERATERIN**

seit 2008

→ **GEBURTSORT**

General Toshewo,
Bulgarien

→ **SPRACHEN**

Deutsch und
Bulgarisch

»Die Arbeit als IKB macht mir viel Spaß.«

Als Mariyana Lewalski im Jahr 2008 ihren Einbürgerungstest absolvierte, wurde sie vom Fleck weg engagiert. „Die Frau, die den Test durchgeführt hat, wollte anhand unserer Namensschilder raten, wo wir herkommen. Bei mir hat sie auf Polen getippt“, erinnert sich die 50-Jährige und lächelt. Mariyana Lewalski stellte sich jedoch als Bulgarin vor – der Name ist angeheiratet – und wurde kurzerhand danach zum Gespräch gebeten. So erfuhr sie von einem Runden Tisch zum Thema Zuwanderung aus Südosteuropa. Nach der EU-Osterweiterung 2007 sind zahlreiche Bulgaren und Rumänen nach Duisburg gekommen, viele von ihnen zogen nach Hochfeld. Deshalb wurden Muttersprachler gesucht, die bereits in Deutschland angekommen und verwurzelt waren, um den Neu-Duisburgern beim Start zu helfen.

Dabei hat die heutige IKB lange geglaubt, dass sie so ziemlich die einzige Bulgarin in Duisburg sei. 2001 reiste sie das erste Mal mit Visum in die Bundesrepublik, zuvor hatte sie ihren Mann in Bulgarien kennengelernt. „Ich bin immer wieder zurückgefahren, bis mein Mann und ich 2002 geheiratet haben.“ Doch am Anfang fand sie das Leben in Deutschland „wenig prickelnd“. „Ich kannte ja niemanden und die Sprache konnte ich auch noch nicht.“ Dabei seien Bulgaren bekannt für die sozialen Kontakte, die sie gerne pflegen.

Stattdessen wurden nach der EU-Osterweiterung, so empfand es Mariyana Lewalski, viele Vorurteile gegenüber ihren Landsleuten geschürt. „Statt nur negativ in der Öffentlichkeit zu berichten, hätte ich mir gewünscht, dass sich die Deutschen mehr bemühen, auch die Menschen kennenzulernen.“ Umgekehrt hätten viele Bulgaren anfangs nur wenig Deutsch gesprochen und seien vorsichtig gewesen, Kontakte zu knüpfen. Kinder besuchten Seiteneinsteigerklassen, die Eltern kannten das Schulsystem in Deutschland nicht. „Es hat uns IKB gebraucht, um die Türen zu öffnen. Da haben sie gemerkt, dass wir vermitteln und helfen wollen.“ Sie übersetzte Briefe, begleitete zu Terminen und machte klar, wie wichtig es ist, die Sprache zu lernen. „Nun sehen die Eltern, dass es gut ist, wenn man beim Elternsprechtag ein bisschen Deutsch versteht und spricht.“ Auch für die Lehrer*innen sind sie und ihre Kollegen*innen wichtige Ansprechpartner*innen.

Mariyana Lewalski hat in Bulgarien öffentliche Verwaltung studiert, ihr Abschluss wurde auch in Deutschland anerkannt. Sie wurde nach ihrer Heirat Mutter und kümmerte sich um die Erziehung. „Ich bin eigentlich fest davon ausgegangen, dass ich irgendwann mal in der Verwaltung arbeiten werde, doch die Arbeit bei den IKB macht mir großen Spaß.“ Zum runden Geburtstag würde sie sich allerdings mehr Anerkennung und Wertschätzung, etwa von Seiten der Stadt, wünschen. Das Budget für die IKB wird Jahr für Jahr neu verhandelt. „Ein bisschen mehr Planungssicherheit für alle, die wichtige Pionierarbeit leisten, wäre schön.“ ■





→ **MARIJO TERZIC**
Leiter des Kommunalen Integrationszentrums Duisburg



→ **JULIA ROMBECK**
Pädagogische Mitarbeiterin/
Koordination der IKB



»Wir wollen für die Kinder und Familien bestmögliche Integrationschancen eröffnen.«

Seit 20 Jahren leisten die Interkulturellen Berater*innen (IKB) erfolgreiche Arbeit. Der runde Geburtstag bietet nicht nur Anlass für einen Rückblick. Im Gespräch lassen **Marijo Terzic**, Leiter des Kommunalen Integrationszentrums sowie Vorsitzender des Vereins Sprachförderung Duisburg e.V. und **Julia Rombeck**, pädagogische Mitarbeiterin des KI, die die Arbeit mit den IKB inhaltlich leitet, die Integrationsagenda der vergangenen Jahre Revue passieren und schauen gleichzeitig in die Zukunft. Julia Rombeck ist ausgebildete Lehrerin, hat viele Jahre unterrichtet und koordiniert ebenso das Netzwerk „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“. Marijo Terzic, selbst gebürtiger Kroat, kennt das Lebensgefühl vieler Zugewanderter und lobt deshalb das Engagement seiner interkulturellen Mitarbeiter*innen, die sich in Schulen und Kindergärten für ein besseres Zusammenleben in Duisburg einsetzen. Natürlich wollen beide, dass die Arbeit der IKB auch in den nächsten Jahren weitergeführt wird. Ein Gespräch über Anerkennung, Finanzen und Wünsche zum 20. IKB-Geburtstag.

20 Jahre sind eine lange Zeit für eine Arbeit, die ursprünglich als Modellprojekt gedacht war. War von Anfang an absehbar, dass sich alles so entwickelt?

M.T. → *Angefangen hat alles in den Kindergärten, später wurden die IKB auch in den (Grund-)Schulen tätig und nun helfen sie teilweise beim Übergang von der Schule in den Beruf. Der Bedarf hat sich aber auch durch die verstärkte Neuzuwanderung und Flucht verändert. So gibt es innerhalb des Sprachbedarfs Verschiebungen und letztendlich gucken wir, dass wir mit den Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, möglichst viel erreichen. Der Ausbau der Arbeit hat sich auch immer an migrationspolitischen Realitäten in der Stadt orientiert.*

Wie finanziert sich die Arbeit?

J.R. → *Im Grunde müssen wir von Jahr zu Jahr planen. Das ist dann immer wieder für ein paar Jahre konstant, doch dann müssen wir wieder verhandeln.*

M.T. → *Das hängt natürlich von ganz vielen Entwicklungen in der Politik und Stadtverwaltung ab. Es gab mehr als einmal Zitterpartien. Die strapazieren ganz arg die Nerven. Ein Herzenswunsch von mir wäre eine verlässliche Finanzierung und ein Bekenntnis von Stadt und Politik zu mehr Kontinuität für die Arbeit der IKB. So hätten wir mehr Verbindlichkeit und Planungssicherheit.*



AUSBLICK

Wie bewerten denn die Schulen und Kindergärten die IKB?

J.R. → Es gab 2012 eine Evaluation der Universität Duisburg-Essen (UniAktiv), die belegt, dass die Arbeit der IKB passgenau für die zugewanderten Eltern ist. Die Eltern schätzen die Arbeit mit den IKB, weil die Probleme zwar offen angesprochen werden, aber dennoch fühlen sie sich angenommen. Das ist eine große Leistung.

M.T. → Sie werden keine Kita oder Schule finden, die sagt „Das ist alles heiße Luft, bringt alles gar nichts.“ Die IKB entwickeln ein Vertrauensverhältnis zu den Eltern, es sind auch Fortschritte im Spracherwerb sichtbar. Die Zeit, Kraft und Energie, die die IKB bei ihrer Arbeit vor Ort investieren, die lohnt sich richtig. Überall werden die Interkulturellen Berater*innen gelobt. Und da komme ich wieder auf meinen Wunsch zurück: Mir fehlt die Konstanz der Wertschätzung. Dann müsste die Arbeit raus aus dem Projektstatus.

Auf welcher politischen Ebene müsste darüber entschieden werden?

M.T. → Das ist eine Gemeinschaftsaufgabe. Im Fall des Bildungs-Fairbunt Marxloh haben die fünf beteiligten Schulen, die Schulministerin und der Oberbürgermeister einen Vertrag unterzeichnet. In jedem Konzept werden multiprofessionelle Teams eingefordert. Die Lehrkräfte sollen lehren, zusätzlich muss es soziale Beratung geben und darüber hinaus sind auch Interkulturelle Berater*innen als Bindeglied gefordert und zwar mit mehr Stunden als jetzt. Deswegen sind da jetzt die Entscheidungsträger der Stadt sowie der Bildungs- und Integrationspolitik gefragt.



→ Marijo Terzic lobt das Engagement der IKB.

Ist es nicht so: je mehr IKB, umso mehr Arbeit?

J.R. → Die einzelnen IKB bitten auch regelmäßig darum, ihre Stundenzahl zu erhöhen, weil sie in den Einrichtungen einen gestiegenen Bedarf sehen oder Ideen für ein Projekt haben. Dann müssen wir manchmal leider sagen: „Geht nicht, wir haben kein Geld.“

Der eine oder andere findet nach seiner Tätigkeit als IKB auch einen Vollzeitjob bei einem anderen Träger.

M.T. → Das stimmt. Für einige ist die Arbeit bei den IKB auch ein Sprungbrett. Kaum sind sie irgendwo eingesetzt, machen sie durch die hervorragende Arbeit auf sich aufmerksam und werden gelegentlich von anderen Trägern oder Institutionen abgeworben.

Welche Qualifikation muss man als IKB mitbringen und wie wird man ausgebildet?

J.R. → Voraussetzung für die Tätigkeit als IKB ist eine pädagogische Vorbildung. Zu Beginn sind in der Regel eine Neueinsteigerin und eine erfahrene Kraft als Tandem unterwegs. Außerdem finden wöchentliche Team-sitzungen mit regelmäßigen Fortbildungen statt. In diesem Rahmen bieten wir auch die Möglichkeit für eine Supervision.



→ Julia Rombeck ist seit 2016 mit von der Partie.

Warum ist die manchmal nötig?

J.R. → Es gibt regelmäßige Fälle, die für die IKB auch belastend sind. Das ist zum Beispiel so, wenn es um Abschiebungen geht. Bei den syrischen Geflüchteten hat sich gezeigt, dass dort oft traumatisierte Kinder dabei sind, die Hilfe brauchen. Dies setzt ein anderes Wissen und ein anderes Netzwerk voraus. So hat jede Familie ihre Herausforderungen. Unsere Berater*innen sind sehr engagiert. Da tut ein Austausch untereinander gut.

M.T. → Wenn wir zum Beispiel den Zuzug von Südosteuropa betrachten – die Menschen stecken oft in ökonomischen Schwierigkeiten, dann gibt es zusätzlich Probleme mit der Krankenversicherung. In diese Arbeit müssen auch die Wohlfahrtsverbände einbezogen werden, denn für die IKB alleine ist die Arbeit mit diesen multiplen Problemen zum einen kaum zu schaffen, zum anderen sehr belastend. Gerade die Zuwanderung aus Südosteuropa wird uns noch weiter beschäftigen.

Kann man sagen, dass die Aufgaben der IKB im Laufe der Zeit stetig gewachsen sind?

J.R. → Das ist heute definitiv nicht mehr dieselbe Arbeit wie vor 20 Jahren. Die Themen haben sich der sozialpolitischen Lage in der Stadt angepasst.

Die IKB sprechen unter anderem Arabisch, Türkisch, Russisch. Schauen Sie manchmal Nachrichten und denken: Da wird was auf uns zukommen in Duisburg?

J.R. → Ich beobachte schon eine Weile die sozialpolitische Lage in Südamerika und denke mir, dass wir vielleicht bald mehr Spanisch oder Portugiesisch brauchen. Man ist immer am Puls der Zeit und schaut dann, was man braucht – immer mit Blick auf die Gelder.

AUSBLICK



M.T. → *Groß planen können wir nicht; wir wissen nicht, wie sich das Weltgeschehen entwickelt. Gibt es vielleicht eine Naturkatastrophe, wird sich die EU weiter abschnitten – das alles wissen wir nicht. Wir kommen in die Planung erst dann, wenn die Kinder und Familien in den Kindergärten und Schulen sind.*

Die IKB sind oft zur Stelle, wenn es Probleme gibt. Doch inwieweit ist Zuwanderung auch eine Chance?

M.T. → *Das ist definitiv so. Man neigt bei dem Thema Integration schnell dazu, nur durch die Defizit-Brille zu schauen. Von dieser paternalistischen Sichtweise muss man sich lösen. Man muss sehen, dass die Menschen, die zu uns kommen, eine eigene Biografie mit Kenntnissen und Fähigkeiten mitbringen, die wir vielleicht zu häufig außer Acht lassen. Mir ist wichtig: Was bringen die Menschen mit? Gerade unter den Geflüchteten, sei es nun aus Syrien, dem Iran oder auch aus Afghanistan – da sind junge, talentierte und motivierte Menschen dabei. Wir müssen eine Balance finden: Hilfe für die Personen, die unsere Unterstützung brauchen. Bei anderen muss die Ansprache eine ganz andere sein. Zwischen den Nationalitäten und Ethnien machen wir aber keine Unterschiede. Jeder Fall wird für sich betrachtet. Wir wollen für die Kinder und Familien bestmögliche Integrationschancen eröffnen.*

Wie funktioniert das am besten?

M.T. → *Wir wissen: Sprache und Bildung sind der Schlüssel für gelingende Integration.*

J.R. → *Alle unsere IKB haben einen Migrationshintergrund. Die gehen ja schon mit einer Vorbildfunktion da raus. Die machen ihre Arbeit und allein dadurch bewirken sie was. Sie sind Kulturmittler, das ist mehr als reines Übersetzen. Das wissen auch die pädagogischen Institutionen.*

M.T. → *Bildungseinrichtungen kommen nicht umhin, sich selbst mit dem Thema zu befassen. Sie können sich nicht darauf ausruhen, dass es da ja Spezialistinnen und Spezialisten gibt, die von außen kommen und sich kümmern. Deshalb auch das Bild der Brücke: Brücken bauen ja, aber die Schüler*innen, die Schulen und die Eltern gehen selbst von der einen Seite auf die andere. ■*

SERVICE & KONTAKTADRESSEN

KONTAKT

**Haben Sie Fragen oder Ideen?
Sprechen Sie uns gerne an:**

Kommunales Integrationszentrum
Sonnenwall 73-75
47051 Duisburg

Telefon: 0203/283-8110
Telefax: 0203/283-8101
E-Mail: integration@stadt-duisburg.de
www.duisburg.de/integration

ANFRAGEN

**Pädagogische Institutionen,
die eine IKB anfragen möchten,
wenden sich bitte an die
Administration und Koordination:**

Christine Hufnagel
E-Mail: c.hufnagel@stadt-duisburg.de
Telefon: 0203/283-8147

**Für inhaltliche und
pädagogische Fragen kontaktieren
Sie bitte die pädagogische und
fachliche Begleitung:**

Julia Rombeck
E-Mail: j.rombeck@stadt-duisburg.de
Telefon: 0203/283-8168



Sprach-
förderung
Duisburg e.V.



WWW.WIR-SIND-DU.DE

Call Duisburg
94000
0 2 0 3

IMPRESSUM



HERAUSGEBER:

Stadt Duisburg
Der Oberbürgermeister
Dezernat für Integration, Sport und Gesundheit,
Verbraucherschutz und Feuerwehr

Kommunales Integrationszentrum
Sonnenwall 73-75
47051 Duisburg

www.duisburg.de

TEXT/FOTO:

AMP
Alexandra Roth, fotoagentur-roth.de

BILDNACHWEIS:

S. 6 OB Sören Link, Foto: Zoltan Leskovar;
S. 6 Dr. Ralf Krumpholz, Foto: Uwe Köppen

REDAKTION:

Julia Rombeck

DESIGN:

Hauptamt,
Stabsstelle Koordinierung Öffentlichkeitsarbeit

ANMERKUNG:

Im Interesse der Lesbarkeit und zur Erhaltung der Authentizität haben wir – in einigen Textpassagen – auf geschlechtsbezogene Formulierungen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für alle Geschlechter.



WWW.WIR-SIND-DU.DE